

# Geburt der ZEO

von

Frau Frauke

## Allem Ende, folgt vielleicht ein Neuanfang

Mittlerweile waren wir mit der Organisation so gut aufgestellt, dass wir in jedem Landkreis Deutschlands eigene Büros hatten. Mehrere tausend Mitarbeitende, teilweise angestellt, aber weitaus mehr ehrenamtliche Mitarbeitende. Wir erhielten immer mehr Spenden, gerade Immobilien, aber auch andere Wertgegenstände, wie wertvolle Kunst, die wir allerdings Großteils dann veräußerten.

Endlich war es soweit! Wir feierten unser Einweihungsfest der neuen Hauptniederlassung. Ein Mega-Monster-Projekt. Jahre hatte es gedauert, nicht nur bis wir die Gemeinden überzeugt hatten. Im Südschwarzwald, meiner Wahlheimat. Dank eines glücklichen Umstandes, wie es doch allzu oft der Fall ist, hatte auch meine Organisation das große Glück, ein wenigstens halbwegs passendes Grundstück zu finden. Der Rest, alles eigentlich, dauerte. Nicht nur die Planungen, die Umsetzung.

Noch viel größeres Glück hatte ich noch viele Jahre zuvor mit meinem Exmann Ben. Ben hatte an mich geglaubt. Er war gut situiert. Und dennoch hatte ich den Sprung alleine gewagt. Auch wenn es schief gehen konnte. Ich wollte es so sehr, so sehr diese Organisation ins Leben hinein heben. Etwas für uns alle tun.

Ben und auch Meira, seine einzige Schwester, beide waren sie involviert, gaben mir die ersten Kredite. Ohne sie hätte es viel länger gedauert. Sie erkannten das Potential meiner Idee. Nun war es soweit und das Einweihungsfest glich bewusst einem Festival. Weil es eben zu dieser Organisation passte. Die Hauptniederlassung war längst aktiv. Ohne hätte das Programm auch nicht stattfinden können. Wir waren schon recht bekannt, bundesweit. Das machte es einfacher. Ben hatte sich ebenfalls angekündigt, zum Festival. In der Öffentlichkeit waren wir immer noch gemeinsam präsent. Oftmals. Daher überraschte es wahrscheinlich auch niemanden, dass wir sehr viel miteinander tanzten. Wir hatten am Freitag um achtzehn Uhr die Veranstaltung eröffnet. Sie sollte bis Sonntag vierzehn Uhr andauern.

Eine Streaming Plattform bot uns sehr viel Geld, um über dieses Ereignis berichten zu dürfen, daraufhin meldeten sich noch einige bekanntere Bands. Das war schon interessant.

Maria hatte sofort zugesagt, denn der Streaming Dienstleister wollte dieses Event auch nutzen, um über unsere Organisation zu berichten. Sie waren bereits drei Wochen vorher in der Anlage und interviewten Schulklassen, Personal und Bewohner. Für uns alle war es eine dubiose Stimmung. Wir hatten längst das Gelände abgesperrt und auch die Vorbereitungen auf dem eigentlichen Zeltplatz waren eine Woche vor dem Event deutlich zu sehen.

Unsere Mitarbeiter konnten mit ihren Fahrzeugen woanders parken, denn Sie würden auf dem Event arbeiten. Daher waren es doch ausschließlich Gäste, die dort campen sollten.

Ab Donnerstagmittag wurde der Zeltplatz eröffnet und rund achthundert Menschen kamen, postierten ihre Wohnmobile, Wohnwagen oder Zelte. Es war schon an diesem Tag eine richtige Festivalstimmung.

Hannes, mein jüngster Sohn, und ich einigten uns darauf, im Kolos oberhalb der Anlage zu stellen, bei den Seniorenwohnungen. Dort sollte auch irgendwann gebaut werden, aber vorerst war es für uns die beste Aussicht und Übersicht, aber auch ein Ruheort.

Dort durften keine Besucher hin, nur die Kameraleute, die sich dort ebenfalls postiert hatten. Maria lebte mit Hendrik ihrem Mann und ihren Kindern in einer Wohnung im zweiten Geschoss mitten zwischen den anderen Mitarbeitern, die sich fast ausschließlich diese Ebene teilten.

Mit der Eröffnung des Festivals hielt ich, gemeinsam mit Maria und Ben eine Rede. Das musste irgendwie sein. Maria war meine Geschäftsführerin. Ich war es auch noch, aber vor allem war ich alleinige Gesellschafterin. Eine Art eigene Markenbotschafterin für die gemeinnützige Organisation. Und Ben, er hatte schließlich den Bau anteilig vorfinanziert. Bis endlich auch die Fördergelder kamen. Ohne ihn, nein. Da würden wir jetzt wohl auf den Rohbau anstoßen.

Wir erzählten von einer Vision, eine neuartige Gemeinde zu gründen, um von anderen zu lernen und gerade die Jugendlichen Halt zu geben, auf dem Weg zum Erwachsenwerden.

Es spielten Schulbands, die in einem Contest übers Internet gewonnen hatten und auch eine recht bekannte Rockband spielte an diesem Abend auf der großen Bühne. Die Bühne stand links neben der Auffahrt zum Hauptgebäude.

Eine zweite, kleinere Bühne war rechts neben der Auffahrt, etwas erhöht positioniert. Ein paar hundert Meter entfernt. Sie war eindeutig die bessere Bühne, aber so wurde es geplant, mir gefiel die kleinere Bühne einfach besser, weil dort unbegrenzt Menschen stehen konnten, auch hunderte Meter weiter ins Feld hinein, auf den Campingplatz. Das hatte irgendwie was. Am Samstagmittag folgte die für uns alle große Überraschung. Der Landrat unserer Hauptgemeinde, auf dem wir den meisten Grund hatten, überreichte uns einen Schlüssel und eine Urkunde. Offiziell war unsere Anlage nur ein Dorf. Caredorf. Ein Teil des Namens bezog sich auf die Organisation. Bei uns auf der Anlage waren 676 Menschen an dem Tag gemeldet, es waren ausreichend Bewohner dieses neuen Dorfes. Maria war außer sich vor Freude und ich dachte nur an die Kosten, die eine neue Anschrift mit sich brachten, das

wusste ich noch. Oh ja, mein Pfennigfuchser. Sie war gut, wie sie war. Meine liebe Maria. Am Hang 1, Caredorf. Das war eine komische Anschrift. Aber ja. Uns gefiel es natürlich, wir feierten in die Nacht, Ben und ich gemeinsam mit vielen anderen.

Am nächsten Morgen war Hannes längst mit seinen Freunden unterwegs, die teilweise auch mit ihren Familien eingeladen worden waren. Ich saß auf einem Stuhl vor dem Kolos und beobachtete, wie sich unser Dorf langsam mit Leben füllte. Bei einem starken Kaffee und Kopfschmerztabletten.

„Hast du mir verziehen?“, fragte Ben mich, der wie aus dem Nichts vor mir und meinem LKW-Wohnmobil, dem Kolos vor mir stand. Ich lächelte ihn nur an. Längst hatte ich das getan.

„Setz dich.“, sagte ich und ging hinein, um ihn einen Kaffee zu bringen.

Nach einer Weile fragte er, ob wir es noch einmal versuchen wollen, noch einmal das Wagnis mit uns einzugehen. Ja, das wollte ich. Ich liebte diesen Mann heiß und innig. Und ich verstand irgendwie, dass er eben auch Männer mochte. Nur Martin wollte ich nicht mehr in meiner Nähe haben, ihn wollte ich nicht wiedersehen, auch wenn es mir für seine Tochter leid tat, die hier in der Anlage lebte und arbeitete und Karim, den anderen Koch aus unserem Anwesen geheiratet hatte. Ein Baby war bereits auf dem Weg.

„Ich liebe Dich Ben, ja. Aber langsam.“, sagte ich leise und nahm seine Hand.

Seinen Ring trug ich immer, das wollte ich so. Ich hatte das Gefühl, dass ich mit diesem Ring alles schaffen konnte, er erinnerte mich jeden Tag an Ben, der an mich geglaubt hatte. An meine Idee, an meine teilweisen wirklich verrückten Pläne. An diesem Morgen schlenderten wir Händchen haltend über die Anlage, gaben ein paar Interviews und trafen uns mit Freunden und Familie, sahen uns die letzten Bands an und sprachen mit vielen Gästen. Wir hatten überall Fressbuden und Anhänger aufgestellt und unsere hauseigenen Produkte ausgegeben. An sogenannten Tankstellen konnte man Trinkwasser und Sprudel ziehen, eiskalt. Aber auch Getränkewagen standen herum und schenkten Bier, Wein und Softdrinks aus. Alles war im Preis inklusive. Wir hatten die Einladungen verkauft. Für einen guten Zweck. Und sie wurden uns aus den Händen gerissen. Etwa eintausend Karten hatten wir verschenkt. Der Rest brachte uns zumindest die Ausgaben für die Lebensmittel und Getränke, aber auch die Sicherheit und Bühnen ein. Und dann waren da noch die Rechte, die wir teilweise verkauft hatten, über dieses Event zu berichten. Daraus sollte ein Dokumentarfilm entstehen, wir waren alle sehr gespannt darauf.

Ben zog in der kommenden Woche bereits zu Hannes und mir in die kleine Wohnung in St.

Blasien, in der wir zuerst gemeinsam gelebt hatten, wenn damals auch nur kurz.

Anstatt im Wohnzimmer zu schlafen, hatte ich längst Jörns Zimmer als meines deklariert. Ben war sehr froh darüber, denn er mochte das Klappbett noch immer nicht sehr, welches Jörn nutzte, wenn er uns über Nacht besuchte.

Jörn hatte übrigens längst seinen ersten Abschluss in der Tasche und studierte mittlerweile in Aachen und lebte bei seinem Vater mit in der Wohnung, bis Mo ihm folgte und die beiden gemeinsam in eine Wohnung zogen. Mo und Jörn waren Bens und meine ältesten Söhne. Gemeinsame Kinder hatten wir nicht.

Die großen Jungs machten sich einen Spaß daraus, sich gegenseitig zu filmen und zu erklären, wie man gut als junger Erwachsener in der ersten eigenen Wohnung zurecht kam. Gerade die Beiden, dessen Eltern vermögend waren. Sie wurden Sternchen und waren bald bekannt, wie bunte Hunde.

Ben und ich heirateten ohne viel Aufsehen erneut vor dem Standesbeamten, der uns schon einmal getraut hatte. Für uns war es klar. Wir müssen heiraten. Also still und heimlich, vier Wochen nach dem Festival.

Zwei Jahre hatten wir nun hinter uns, in unserer zweiten Ehe und es war nie harmonischer. Wir waren ein Dreamteam. Und wir überlegten ernsthaft in die neuen Gebäude oberhalb der Anlage zu ziehen. Aber vorher hatten wir ein ganz anderes Thema, welches uns etwas Zeit klaute. Unsere Liebesgeschichte sollte verfilmt werden und man hatte sogar in unserem alten Anwesen drehen dürfen. Der Dokumentarfilm war wie eine Bombe eingeschlagen. Dieser Streamingdienst bot uns die Verfilmung an und wir stimmten zu. Sie filmten ebenfalls in der Oase im Iran, allerdings nur an zwei Stellen. Den Film hatten wir bisher nicht gesehen. Die Premiere sollte in Köln, in einer großen Veranstaltungshalle ausgestrahlt werden.

Nahezu die gesamte Familie folgte dem Aufruf nach Köln zu fliegen.

Wir hatten uns gemeinsam in der Anlage schon zwei Tage zuvor getroffen und wollten mit Helikoptern fliegen, das war Bens Idee. So charterten wir uns vier Helikopter für unsere Familie und ein paar Freunde.

Maria blieb leider in der Anlage, sie war die gesamte Woche krank gewesen, wie auch Jan. Es war nur eine Erkältung, glücklicherweise.

Es war das letzte Wochenende vor den Sommerferien und die Kinder freuten sich, denn wir wollten zwei Tage später alle gemeinsam für drei Wochen wieder nach Italien fahren. Wir

alle. Bens und meine Familie. Und unsere Freunde.

Doch vorerst flogen wir, in Abendgarderobe, besser gesagt, Ben und ich in unserer Brautkleidung der ersten Hochzeit, nach Köln.

Wir waren einundzwanzig Personen und acht Sicherheitsleute, die wir stets um uns herum hatten, noch immer. Zwei davon waren Piloten. Wir konnten direkt an der Eventhalle landen. Nach der Vorführung sollte es noch direkt in der Halle einen kleinen Empfang und eine Art Aftershow Party geben. So hatte es der Streamingdienstleister organisiert und wir waren ziemlich froh, denn durch die Stadt wollten wir ungern noch herum fahren.

Die Vorführung begann, in einem prächtigen Saal mit vierhundert geladenen Gästen.

Ben und ich lachten viel während des Films. Sie hatten es wirklich gut gemacht und gerade die amüsanten Stellen, wie Kindergeburtstage ausgeprägt umschrieben. Aber auch unsere eigentliche Geschichte kam nicht zu kurz. Der Trennungsgrund sei der Tod von Benjamin Becker gewesen und meine Schuld. Ich wollte es so. Der Standesbeamte spielte sich selbst und ich lachte Tränen. Der war so gut gewesen. Unsere erste Hochzeit war, ja ehrlich gesagt, besser als ich es mir je hätte ausmalen können.

Auch der Kolos war präsent. Wir hatten ihn für die Dreharbeiten ausgeliehen. Unser magischer Ort. Der Lastwagen, der mein Wohnmobil war. Den mir Ben schenkte.

Der Film war kitschig, keine Frage, aber wir fanden ihn doch sehr gelungen. Eben weil er auch die Entstehung der Organisation behandelte, aber viel auf uns einging. Es war ein Marking Off.

An dem Abend wollten Ben und ich bekannt geben, dass wir den Erlös, teilweise auch den des Streamingdienstleisters in weitere Anlagen in Hamburg und Köln investieren wollten. Gerade, als wir auf die Bühne gehen wollten, wurden wir über einen mutmaßlichen Anschlag informiert und direkt evakuiert, die gesamte Familie in die Helikopter gebracht und starteten sofort. Ein Chaos war in der Eventhalle ausgebrochen und unsere Sicherheitsleute hatten uns im Blick. Waren richtig gut, uns alle da herauszufischen. Es war bereits dunkel, als wir über die Innenstadt Köln flogen und sich unter uns die Stadt verdunkelte. Wasser drang aus jedem Gebäude und manche fingen Feuer. Auf einmal war alles dunkel. Alles. Die Helikopter stiegen in die Höhe. Niemand sagte etwas. Es war still. Den gesamten Flug über. Wir starrten auf unsere Smartphones und Tablets. Hielten unsere Hände. Auf der langen Strecke zwischen Köln und dem Schwarzwald sahen wir ähnliche Szenarien. Selbst in kleinen Städten, manche Häuser waren notdürftig beleuchtet. Aber es wirkte desaströs. Gerade die Feuer. Sie schienen sich auszubreiten. Ich hatte sofort mit Maria Kontakt aufgenommen, um in den Notfallmodus überzugehen, als das Mobilfunknetz zusammenbrach.

Irgendwann erreichte der Pilot die Anlage über Funk und Maria stellte die komplette Anlage auf eine Art Alarmstufen. Vier hatten wir. Null war der Standard, also ganz normaler Betrieb.

Bei eins wurde die Anlage heruntergefahren, was seit gestern passiert war. Dazu später mehr. In Vorbereitung auf einen Katastrophenfall. Drei war der tatsächliche Katastrophenfall und nicht einmal bei einer Übung riefen wir diese Alarmstufe aus. Das bedeutete, dass jeder Mitarbeiter zurück in die Anlage gerufen wurde. Mit der eigenen Familie. Dann bedeutete es das Schlimmste.

## DIE ANLAGE

Im letzten Jahr hatten wir hier in der Anlage einen Ausbruch einer Epidemie. Vier Wochen haben wir uns von der Außenwelt abgeschottet und die Alarmstufe drei das erste Mal ausgerufen. Sehr zum Ärger der zehn Schulklassen, die damals hier waren. Aber auch Besucher, die dann hier nicht mehr herauskamen. In dem Seniorenheim hatten wir siebzehn Todesopfer, dreizehn weitere verteilt auf die Anlage.

Unsere behinderten Bewohner, damals waren es 32, freuten sich als einzige, dass sie hierbleiben konnten. Sie haben wirklich Spaß gehabt. Sie fuhren am Wochenende zu ihren Eltern, aber hier hatten sie Spaß. Das war eine lustige Truppe, sind es noch heute, wenn sie montags morgens hier her kamen, dann hatte ich zumindest das Gefühl, feierten sie. Ihr Leben. Ihre Arbeit. Ich fand sie großartig. So viel Lebenslust und Freude fand ich auf der Anlage im Grunde nur immer bei ihnen. Bei unseren Mitarbeitern aus der Fertigung. Drei arbeiteten in der Verwaltung. Die meisten stellten unsere Produkte her. Fleißarbeit. Sie füllten leere Ordner mit Inhalt und immer mit Musik. Jede viertel Stunde gab es eine Tanzeinlage. Eine kurze Pause. Und dann ging es ab. Aber damals. Damals ging es so richtig ab. Das könnte man so sagen. Als sie erfahren hatten, dass sie am Wochenende nicht nach Hause durften, da war ich damals diejenige, die ihnen die Botschaft überbracht hatte. In der Fertigung.

Sofort wurde die Arbeit eingestellt und sie tanzten und lachten. Ich habe noch nie in meinem Leben so herrlich frohe und glückliche Menschen auf einen Haufen gesehen. Dieser Haufen

hatte sich da wirklich gefunden. Drei Vorarbeiter waren eher nicht so glücklich, ja zugegeben. Aber diese Freude hat auf uns alle abgefärbt. Auch Angst, ja. Aber just in diesem Moment war es Freude.

Unsere Mitarbeiter mit Einschränkungen haben hier ihre Wohnungen und leben unter der Woche in WGs, betreute WGs. Mittlerweile leben einige von ihnen dauerhaft hier. Aber das war damals nicht der Fall, vielleicht der Anstoß.

Im letzten Jahr hatten wir die Anlage verriegelt und die Bundeswehr um Unterstützung gebeten. Wir waren auch eine Pilotanlage. Freiwilliges Einsperren, das war so eine Sache, aber jeder Besucher, Mitarbeiter und Bewohner war sich dessen bewusst, denn das war eine Bedingung hier. Und ja, natürlich haben wir direkt diejenigen, die nicht bleiben wollten, isoliert. Sie sind nach sieben Tagen dann gegangen. Aber der Rest, die Belegschaft, die musste bleiben. Da es auch mehrere Infizierte der Schulklassen gab, haben wir sie, natürlich dort behalten. Das war eine ganz große Sache damals. Mit wahnsinnig vielen Gesprächen und Diskussionen der Eltern. Das Gesundheitsamt, aber auch Ministerien haben uns gestärkt. Im Nachhinein war es für sehr viele junge Menschen eine tolle Zeit. Sie haben sich immer und wieder für diesen Aufenthalt bei uns bedankt. Immerhin hatten sie jede Menge Beschäftigung. Wir konnten schließlich einiges bieten dort. Damals schon.

Als nach zwei Wochen noch immer Menschen starben und infizierten, da entschieden wir erst, die Anlage für zwei weitere Wochen zu schließen.

Niemand wurde eingesperrt in seine Räume. Jeder konnte und durfte sich frei bewegen. Nur diejenigen, die Symptome hatten, wurden isoliert.

Daraufhin haben wir erst die Krankenstation erweitert, welche bis dato einfach eine große Hausarztpraxis war. Wir bauten direkt im letzten Jahr noch ein Intensivzimmer und fünf weitere Patientenzimmer und ein Schwesternzimmer fest ein. Aber es sollte noch mehr werden. Ben und ich waren damals selbst hier. Weil meine Schwester Emma ihren Geburtstag feierte. Es war zugegeben eine sehr lange Geburtstagsfeier. Für uns alle bedeutete es aber, dass wir die Feuertaufe erlebten. Und das mit vielen Freunden und der Familie zusammen.

Diese Anlage. Entsprungen war sie ursprünglich einem alten, aber recht großen Bauernhof. Die ehemaligen Eigentümer hatten vor vielen Jahren einen kleinen Campingplatz daran integriert. Fast wie Urlaub auf dem Bauernhof. Dann aber verkauften sie, aus Altersgründen.

Mit mehr als 250 Hektar Land. Es dauerte Jahre, bis wir hier bauen durften.

Der Hof wirkte nun, an der neuen Zufahrtsstraße etwas verlassen, muss ich gestehen. Darin befand sich von Anfang an die Schreinerei, das Lager für Elektro, Sanitär und zwei Hackschnitzelblockheizkraftwerke. Im Dach kann man Bouldern, alle Griffe und Knäufe sind aus Holz gefertigt und wer dieses Hobby liebt, liebt unsere kleine Boulderhalle. Sie ist allerdings nur für unsere Mitarbeitenden, die Bewohner und Schulklassen zugänglich. Allerdings ist der Großteil des Dachgeschosses das Holzlager, wo sich verschiedenste Sorten Holz befinden. Unsere Werkstatt fertigt Möbel auf Maß, von Anfang an für unsere Anlage. Nicht weit entfernt, liegt eine alte Scheune, die ebenfalls recht groß ist, halb so groß wie das Haus, aber genauso hoch. Darin haben wir unser restliches Lager untergebracht. Ob es Druckerpapier, Schrauben, PC-Teile oder sonst irgendwas ist, hier lagerte im Magazin alles, was man mal brauchen könnte. Die Höfe im Schwarzwald sind nie klein. Richtige alte Bauernhöfe mit riesigen Scheunen. Dieser einstige Bauernhof war ein riesiger Hof. Riesig von den Ausmaßen und erst dem Dach, welches sich alleine schon über zwei Etagen erstreckte. Direkt hinter dieser Scheune kommt man auf die Auffahrt, zum eigentlichen Herz der Anlage. Dem Hauptgebäude. Es ist sichelförmig angelegt. Gen Süden parallel zur Straße und dennoch mindestens achtzig Meter von dieser entfernt.

Die Auffahrt ist nicht steil, aber auf die rund achtzig Meter gibt es einen Höhenunterschied von achteinhalb Metern. Bereits beim Bau der Anlage war nur das Hauptgebäude schon 354 Meter lang. Wie ein Kraken mit sechs unterschiedlich langen Armen. Zwischen den zwei Armen links und rechts gab es Innenhöfe, Lichteinfall und Platz, sich in Ruhe draußen zu bewegen. Jede Menge Balkone.

Die Anlage selbst war damals schon bis zu sechzig Meter tief, mit Innenhöfen. An der schmalsten Stelle allerdings vierzig Meter. Links am äußersten Rand gab und gibt es vier Laderampen für LKW. Zugegeben, da ist es eben, aber nicht einfach mit einem LKW dort überhaupt zu parken. Direkt oberhalb des alten Bauernhauses befinden sich diese Rampen, die ins erste Kellergeschoss des Haupthauses führen. Genau da liegen die LKW Rampen. Das Haupthaus, das Hauptgebäude verfügt über durchgehend zwei Kellerebenen, die keine Innenhöfe haben. Jede Kellerebene war knapp 20.000m<sup>2</sup> groß. Ein Megaprojekt.

Als der Keller im Bau war, entdeckten wir eine Art Tunnel, die auf die andere Seite des Hügels führte. Dieser mündete mitten in den ersten Keller. Ziemlich im Osten des Objekts. Kurzentschlossen erwarben wir vom Land noch weitere 100 Hektar Land und erschlossen diesen rund fünf Meter breiten Tunnel neu. Nun ist der Tunnel zwar nur noch drei Meter breit, verbindet aber unsere drei großen Gewächshäuser, die im Norden der Anlage stehen.

Tja, Gewächshäuser im Norden, das war auch noch so eine Sache, aber sie bekommen bedingt durch ihre Höhe und Ausprägung noch immer genug Licht aus West, im Winter nicht von Süd, sonst schon. Sie sind so konzipiert, dass sie aufgrund einer Beleuchtung 24 Stunden am Tag, sieben Tage die Woche erzeugen. Die Dächer sind nach West ausgerichtet und teilweise mit Photovoltaik ausgestattet, was eine Fehlinvestition war. Bedingt durch die Bewaldung, die wir leider doch nicht roden durften. Damals bis heute nicht.

Der Vorteil der Gewächshäuser hinter dem Hügel, ist ganz klar die Aussicht.

Man kann sie nicht sehen, wenn man auf der Straße steht, auch einhundert Meter weiter entfernt, sieht man sie nicht. Nachts strahlen sie schwach den Hügel von hinten an, was dem gesamten Anblick doch eine fast magische Sichtweise bietet.

Zum Haupthaus.

Es gibt zwei Kellergeschosse. Und zwei weitere Geschosse. Erdgeschoss und 1.

Obergeschoss. Dann war ursprünglich Schluss. Schön begrünt, geschrägte Kanten und Dächer, man sah den Komplex von Ost und West tagsüber nicht. Er war nahezu unsichtbar in die Hügellandschaft integriert. Bäume und Sträucher taten den Rest.

Mit diesem Bau allerdings wurde die Organisation wahnsinnig populär. Vielleicht auch dank der Medienpräsenz von Ben und mir und nicht zuletzt dem Dokumentarfilm. Aber die Anfragen rieselten nicht, sie überschütteten uns mit Anfragen, dort leben zu können. Zig Tausende Bewerbungen.

Mit dem Abschluss des Bauabschnitts Rohbau Obergeschoss 1, folgte direkt der weitere Ausbau. Wir setzten noch zwei weitere Geschosse, wenn auch versetzt in den Hang ein. Aber zurück zum Erdgeschoss. Es ist etwas mehr als 15.000m<sup>2</sup>groß. Dort befindet sich neben unserer hauseigenen Druckerei, die großteils auch im ersten Kellergeschoss dicht bei den vier Rampen liegt, unsere Verwaltung. Diese ist doch wesentlich größer geworden, als geplant. Daher erweiterten wir aufgrund des massiven Wachstums auf einen der Krakenarme im ersten Obergeschoss, im Osten unsere Verwaltung. Die Hauptattraktion ist wahrscheinlich das integrierte Gewächshaus im Haupthaus, mittig angelegt mit großer Kantine, für etwa vierhundert Personen. Daneben befindet sich ein kleineres Restaurant mit einhundert Plätzen, ein Bäcker, ein Friseur, drei Geschäfte und vier weitere kleine Büroeinheiten für andere Unternehmen von Ben und mir. Dann folgt schlussendlich in der äußersten Krake im Westen die Hausarztpraxis vom Doc und Emma. Nebenan haben sie hier ihre Wohnung und direkten Zugang ins Freie, falls es ihnen zu bunt wird. Mit der Erweiterung haben wir auch eine weitere Auffahrt gebaut, die zehn PKWs direkt in Praxishöhe einschloss. Weitere Erweiterungen im Westen sind durchaus möglich und geplant.

Übrigens ist die gesamte Fassade des Haupthauses begrünt. Und zwar meist mit Nutzpflanzen. Das erste Obergeschoss liegt einen Meter ins Gebäude hineinversetzt und man kann dort entlanglaufen, um zu ernten. Die besten Erdbeeren wachsen ganz oben. Und das Gewächshaus zieht sich seine Sonne aus den wenigen Fenstern in der begrüntem Fassade und dem Dach, dort gibt es riesige Lichtschächte und selbstredend dauerhafte Beleuchtung.

So, mal zum zweiten Keller. Was macht man mit so viel Fläche? Zum einen haben wir einen nicht unerheblichen Teil von rund 2500m<sup>2</sup> für Ben und mich privat in Nutzung. Bens Autosammlung. Und auch drei weitere Räume. Aber dort unten haben wir die wahrscheinlich modernste Wasseraufbereitungsanlage der Welt. Wir können einhundert Prozent unserer Abwässer selbst reinigen. Dort gibt es auch eines von drei riesigen Wasserreservoirs. Der Frischwassertank schlechthin, aber nicht der Größte auf der Anlage. Und was für mich stets wichtig war, ein Schwimmbad. Ein richtiges Schwimmbad. Mit Sportschwimmbecken und Nichtschwimmerbecken. Mit Infrarotkabinen, zwei Saunen und nun kommt es, direkten Zugang ins Erdgeschoss. Abgetrennt vom Rest der Keller. Für den Besucher, genau für Bewohner und Mitarbeiter. Und das Schwimmbad ist rund um die Uhr geöffnet und bewacht. Allerdings ist dieser Bereich etwas tiefer in der Erde als der Rest des Kellers. Witzig ist, dass es, dieses Schwimmbad direkt unter dem Eingangsbereich der Anlage ist. Steht also mein Kolos oben, an seinem festen Stellplatz, dann steht er über einem Teil des Schwimmbeckens.

Daher waren die vier Wochen für mich ein Klacks, ich schwamm dort wie ein Fisch.

Dann haben wir dort im zweiten Keller unser Lebensmittellager der Luxusgüter, so nennen wir es immer. Da lagern Gambas, Fleisch und teilweise Insekten. Natürlich haben wir privat einen Fahrstuhl für die PKW und einen weiteren für das Luxuslager. Einer der LKW-Rampen ist ebenerdig und zeitgleich die Ein- und Ausfahrt für Bens Autos. Einen Keller höher haben wir die Zerlegungsabteilung, die Milchverarbeitung, Lagerräume für konserviertes Obst und Gemüse, Konzentrate und natürlich nicht zu vergessen eine riesige Küche. Eine, die gleich in vier Unterküchen verteilt ist. Es gibt die Suppenküche, in der ausschließlich vorgekocht, konserviert, aber auch Suppen hergestellt werden. Dann gibt es die Bäckerstube, die auch gleichzeitig hervorragende Kuchen und sogar Torten backt und zum Schluss folgt die Großküche, die den allgemeinen Alltag vorbereitet, die große Kantine bedient und auch zugleich alle Bewohner versorgt. Hier können wir mittlerweile fünftausend Menschen täglich rund um die Uhr versorgen.

Karim, der bei uns im Anwesen, dem Hof gekocht hatte, sollte die Großküche leiten, ist aber schnell nach oben in das Restaurant gewechselt. Die haben eine eigene Küche hinten im Norden angeschlossen.

Jede Küche verfügt über Lastenaufzüge. Die Bäckerei direkt hat zwei, einen in die Bäckerei, einen in die Kantine. Der größte Lastenaufzug ist eigentlich ein großer Personenaufzug und steht in der Großküche, der die Kantine beliefert. Zudem haben alle Küchen Tageslicht. Über einen der Innenhöfe. Die Raucherecke und auch manchmal ein Ort, wo gegrillt wird. Aber auch dort im ersten Keller war das Herz, unsere Goldkammer. Der Serverraum. Dort lagerten all die Daten unserer Kunden, dem Gold der neuen Zeit. Daten. Abgeschirmt und mehrfach gesichert. Der Serverraum, der eigentlich vier sind, war in der Tat als Goldkammer betitelt. Jeder wusste, was damit gemeint war. Hochsicherheitsgebiet. Und nur ganz wenige Menschen duften diese heiligen Räume betreten.

Unsere IT war mittlerweile auch mit dreißig Personen recht groß und arbeitete eng mit dem Marketing zusammen, welches genauso groß war. Zudem hatten wir eine Softwareschmiede in Aachen übernommen und dort weitere fünfzig Personen arbeiten, die allerdings auch für andere Kunden tätig waren. Unsere eigentlichen Appentwickler waren weit weg von uns und boten Maria und mir gelegentlich einen Ausflug nach Aachen, wenn wir es mal wieder für richtig und wichtig empfanden, zu den Wurzeln zurückzukehren. Nach Hause zu fahren. Unsere Eltern zu besuchen oder einfach mal nett auszugehen.

Kommen wir doch vom ersten Keller über das Erdgeschoss in den ersten Stock.

Ursprünglich waren dort die Wohnungen für die Schüler angedacht. Die Fläche von noch rund 13.000m<sup>2</sup> kann doch so mancher Wohneinheit Unterschlupf gewähren.

Hier haben wir allerdings die Wohnungen unserer behinderten Mitarbeiter und nur zehn Einheiten für Klassen eingerichtet. Und etwas Platz für die Verwaltung, sowie Gesprächsräume, die von jedermann gebucht werden konnten. Dort gibt es weitere Wohneinheiten für Mitarbeiter und nicht zu vergessen, Ferienwohnungen für Besucher. Jede dieser Wohnungen verfügt über einen Balkon, innerhalb der Kraken Arme. Dort findet in der Regel das meiste Leben abends statt. Wir haben dort auch einen Ausläufer des Gewächshauses, wo sich ausschließlich die Bewohner der Etage dran bedienen dürfen und es ist auch ein Aufenthaltsraum mit Sofas und ein kleines Kino für unsere Gäste und Mitarbeiter gibt es auch.

Bei Vollbelegung durch die Klassen leben dort alleine auf dieser Ebene rund 450 Menschen.

Im Erdgeschoss leben nur fünf Menschen, meine Schwester Emma mit Familie.

Dann machten wir weiter, wieder, dieses Mal weiter in das Gebäude versetzt,

beziehungsweise nutzen wir nur den hintersten Krakenarm. Der war dort schon sechzehn Meter breit. Nicht vergessen, 354 Meter lang.

Dort bauten wir Seniorenwohnungen ein. Jede Menge. Alle mit einer Terrasse gen Süden. Und einem Dachüberstand des leicht geneigten Daches von rund drei Metern. Siebzig Wohneinheiten. Und darüber wieder Wohnungen. Für weitere Senioren und oder Gäste. Diese Wohnungen waren allerdings kleiner, hatten alle auch schmalere Terrassen, aber eine grandiose Aussicht. Auch wieder siebzig Wohneinheiten, die allerdings auch nur zwei Zimmer hatten. Und wir ernteten Sonne. Etwas zumindest. Schmale PV Anlagen entlang der oberen zwei Stockwerke. Und natürlich Begrünung.

Das sah man dann doch, diese Wohneinheiten. Aber wir waren mit mehr als 180 Senioren sehr gut aufgestellt.

Und dann bauten wir weiter. Bis zur Spitze des Busens, dem untersten Punkt der zwei aufeinander treffenden Hügel, in die die Anlage gebaut worden war, waren noch viele Optionen.

Da entstand ein besonderes Dorf. Ein besonderes Wohnerlebnis.

Erdhügelhäuser, die wirklich nicht sichtbar waren und sich in den Busen der Hügel eingruben. Zweiundzwanzig Stück. Auf elf Ebenen. Dort oben sollte Maria leben und auch irgendwann mal Emma mit dem Doc, wenn die Praxis noch mehr erweitert werden sollte. Aber auch Ben und ich wollten dorthin. Nach ganz oben. Das war unser Wunsch gewesen.

Dort sollten auch weitere Schulklassen untergebracht werden, wie auch im 4. Stock, direkt bei den Senioren leben schon Schüler für die Dauer ihres Aufenthalts.

Die Flanken der Kraken Arme wollten wir auch noch weiter bebauen, hatten bereits die Pläne eingereicht. In Gänze für weitere fünfhundert Wohneinheiten.

Allerdings auch mit weiteren unten liegenden gewerblichen Einheiten.

Ein riesiges Anwesen, eine echte Anlage.

Eines, eigentlich das größte Gewächshaus lag etwa vierhundert Meter entfernt, gen Westen. Ebenerdig zur Straße orientiert. Dieses Gewächshaus hatte eine Grundfläche von 1500m<sup>2</sup> und mit zwei Kellern und drei Geschossen war es nicht zu übersehen. Nicht nur das, es konnte langfristig 10.000 Menschen mit allen Nahrungsmitteln versorgen, ein absolutes Forschungsobjekt. Hier hielten und fuhren die meisten LKW ab. Denn das war zeitgleich unsere Produktion für Externe. Dort stand das dritte Hackschnitzelblockheizkraftwerk. Wir bedienten uns aus einer Quelle, bereiteten das Wasser selbst auf und verfügte von Anfang an über keinen Strom, Wasser oder Abwasseranschluss. Wohl aber über eine Kleinkläranlage für die WCs und Duschen, na gut. Zudem war in der Zukunft ein unterirdischer Anbau

geplant. Zeitnah sogar die Umsetzung. Wir brauchten mehr Lagerfläche. Unsere Produktion lag im Regelfall bei nur 73%, dann waren die Lager übertoll. Ein Planungsfehler vielleicht. Aber wir hatten ehrlich gesagt auch nicht damit gerechnet, fertige Produkte zu verkaufen. In Gläsern ganze Menüs. Das rannte wie der Teufel. Und genau das wollten wir ausbauen. Dort im solitär stehenden Gewächshaus. Wir wollten einen Stall errichten, auf Rind gehen und weitere Gefügelarten. Aber dann alles fürs Glas.

Unsere Spezialitäten waren Suppen und Eintöpfe. Und bisher kauften wir Rind hinzu. Und auch einiges an Geflügel, wie Strauße und Rebhühner, aber auch Fasane. Die wollten wir bald versuchen, selbst zu züchten. Dafür hatten wir bereits den naheliegenden Bauernhof übernommen, der seit Jahren auf Geflügel spezialisiert war, allerdings nur im Nebenerwerb. Als Maria diesem armen Mann, dessen Frau gerade davongelaufen war, ein wirklich unmoralisches Angebot unterbreitete, sagte er sofort zu. Und wir gewannen weitere 23 Hektar Land, einen Hof und zwei kleinere Hallen hinzu.

Wir hatten eine Reihe auf den Markt gebracht. Mit richtigen Menüs, die man sich im Geschäft selbst zusammen stellen konnte. Bis zu vier Gänge. Alles in Gläsern vorgekocht und wirklich hochwertig. Wir bedienten uns an alten Einmachetechniken und der Gourmetküche. Verbänden sie miteinander. Karim werkelte schon seit Jahren daran, in einer kleinen Probeküche, die zur größten Küche gehörte. Und ja, es schlug gut ein.

Wir konnten mit allen Gebäudeteilen der Anlage gut 15.000 Menschen richtig gut versorgen. Richtig gut?

Fische, Gambas, Insekten, Obst und Gemüse. Hühner. Wir hatten rund siebenhundert Hühner, als der Tag „Z“, die Anschläge passierten.

Zum Glück hatten wir zwei riesige mobile Legeanhänger. Somit waren wir einigermaßen flexibel mit der Positionierung auf dem Gelände. Bei uns gab es nur artgerechte Haltung, auch wenn es Massen an Tieren waren, so boten wir ihnen freien Auslauf, zumindest für die Hühner, die auch mal bei einem Bauern im Umland für ein paar Wochen standen.

Die Aquaphonik Anlage, die sich wirklich kilometerweit durch die Gänge der Anlage auf verschiedenen Ebenen zog. Die Tiere konnten schwimmen.

Und was machten wir mit so vielen Nahrungsmitteln? Wir verkauften sie. Das war von Anfang an Ziel unseres Unternehmens. Regional produzieren und vertreiben. Doch wo hört regional auf? Wir waren unweit der Schweizer Grenze und exportierten achtzig Prozent unserer Ware in die Schweiz.

Auch Tagestouristen waren bei uns vor allem am Wochenende die Schweizer. Geführte Touren durch die Anlage brachte uns neben Geld auch jede Menge Stammkundschaft. Und

Belegung der Ferienzimmer. Es wurden immer mehr und auch die umliegenden Gemeinden profitierten langsam von uns.

Uns, denen eine zweispurige Straße gebaut worden war, die teilweise noch gebaut wurde und eine weitere, parallellaufende Straße in Planung war. Wir waren eine eigene Kleinstadt geworden. Maria, die von Beginn der Träumerei, die es damals war, dabei war. Nein, sie hätte nie wirklich daran geglaubt, dass wir es schaffen könnten. Aus einer einfachen Idee ein ganzes Dorf entstehen zu lassen. So viel Gutes zu tun. So viele Gelder zu investieren.

Mit unseren Ordnern, den Apps, Lehrkräften, die wir bundesweit, mittlerweile sogar europaweit vertrieben, da hatten wir einen richtig guten Stand. Wir hielten der Politik die Stirn. Wir waren wirklich extrem gewachsen. Mit mehr als dreizehn Millionen verkauften Ordnern und einem noch immer stetigen Zuwachs, waren wir nicht nur Marktführer, sondern mittlerweile auch ganz frisch Berater der Bundesregierung, wenn es um Ausbildung und Jugendförderung ging. Nicht zu vergessen, alles was wir taten, war gemeinnützig. Wir waren eine gGmbH, von Beginn an. Wir alle wollten Veränderung. Wollten ein Teil davon sein, etwas zu verändern. Auch dieser Wunsch vieler Menschen, eben nicht mehr alleine in einer Wohnung zu leben, dem wollten wir gezielt mit den nächsten Wohneinheiten nachkommen. Ganz neu durchdachte WGs, riesige Wohneinheiten mit jeder Menge Platz. Ob es Alleinerziehende waren oder Menschen mittleren Alters. Die Bewerber um Wohnraum hatten schlichtweg darum gebeten. Nicht alleine zu sein. Verrückte Welt. Alles änderte sich.

## ANGEKOMMEN IN DER ANLAGE

Der haustechnische Leiter der Anlage kam auf uns zu. Wir waren gerade erst gelandet. Ja, wir hatten einen Landeplatz, das hatten wir aus dem Lazarett gelernt, dass es nicht schlecht war, einen Landeplatz zu haben, wenn auch nicht offiziell.

In unmittelbarer Nähe zur Krankenstation.

Sie waren gerade dabei, den riesigen Wassertrank mit Hilfe des Hydranten zu füllen. Seit unserer Evakuierung aus Köln, vor etwas mehr als einer Stunde. Der Tank war mittlerweile halbvoll. Wir gingen nach unten, zum Reservoir.

„Abstellen.“, sagte ich ruhig.

Jan kam zu uns und nahm sich direkt die dicken Schläuche und den Wagen.

„Wir ziehen das Wasser aus dem Bach, Ben hilf mir!“, sagte er.

Die Idee war brilliant. Wir hatten einen Bach neben unserer Anlage, keine einhundertfünfzig Meter entfernt und deswegen auch diese Feuerwehrschräuche für den Notfall gekauft. Das Wasser kam aus einer Quelle im Schwarzwald. Vielleicht gerade mal dreißig Kilometer entfernt. Und auch das solitär stehende Gewächshaus zapfte diesen Bach an und nutzte das Wasser.

Wir hatten einen vier Millionen Liter Tank, ein einhundert Meter langes und zehn Meter breites Betonreservoir direkt an der Auffahrt zur Anlage einbauen lassen, im Sommer letzten Jahres. Damit waren wir unserem Traum der totalen Autarkie einen großen Schritt nähergekommen. Und in den kommenden vier Wochen sollte dieser Tank um einen weiteren gleich großen Tank erweitert werden.

Die Stimmung der folgenden Stunden war erstaunlich entspannt auf der Anlage. Vielleicht lag es an der Minimalbesetzung. Vielleicht, weil wir auf derartige Vorfälle einfach vorbereitet waren. Immer mal wieder trafen Kollegen ein, mit ihren Familien.

Sie kamen zum Haupteingang, registrierten sich. Normalerweise waren nun Ferien. Aber normal war das ganz sicher nicht. Wir hatten das Flutlicht vor dem Haupteingang eingeschaltet und dank der sommerlichen Wärme arbeiteten wir auch draußen. Zwei Dutzend Tische standen da. Stühle davor. Mitarbeiter wurden eingewiesen, die Familien ebenfalls. Manche hatten ein Wohnmobil dabei, es bereits abgestellt und nun wollten und mussten sie sich melden. Es war mitten in der Nacht, bald würde die Sonne aufgehen.

Der Doc kam zu mir, gefolgt von meiner Schwester. Sie hatten den Anrufbeantworter besprochen. Nur hier würde man ab sofort medizinisch versorgen.

Leider war es so, dass die Schulferien gerade begonnen hatten und die Anlage im Schlafmodus lag. Betriebsferien, es war das erste Wochenende vor den Ferien.

Kaum Mitarbeiter waren da, sie trudelten als erste hier langsam ein.

Maria kam zu uns, ernst, mit versteinerner Miene.

„Ich bitte dich, das Notfallprogramm auszurufen.“, sagte sie leise.

„So schlimm?“, fragte ich.

„Alle, wirklich alle Nachbarkommunen sind überfordert. Ich habe mit den Bürgermeistern, dem THW, Maltesern, Johannitern und den Wehren gesprochen und ihnen zugesichert, dass wir ab 15 Uhr die ersten Bewohner aufnehmen werden.“, sagte sie gefasst.

„Danke für die Stunden.“, sagte Jan nur und ging sofort schnellen Schrittes in das Hauptgebäude.

Marie gab ihr ihr Tablet. Sie hatte ihren Code bereits eingegeben. Ich sah auf das riesige Gebäude. Gab meinen Code ein. Direkt gingen die Alarmsirenen an. Eine

Lautsprecherdurchsage folgte:

"Dies ist keine Übung. Finden Sie sich am Haupthaus im Außenbereich ein!" es wurde vier Male wiederholt. Ben nickte mir zu, drückte meine Hand.

„Ich räume mit Hannes und Jörn die Sachen in den Keller, dann richten wir uns später ein.“ sagte er leise, gab mir einen Kuss.

„Ihr drei steht mir zur Seite?“, fragte ich direkt.

„Sicher. Aber Sandra, wo ziehen wir eigentlich ein?“, fragte er und richtete seinen Blick zu Maria.

„Ben, echt jetzt?“, fragte Maria merklich angespannt.

Ich schaute mir die Belegung im vierten Stockwerk an. Noch hatten wir freie Wahl. Ich reservierte uns, meinen Eltern, Bram und Jörn mit Emily drei Appartements. Eines davon lag allerdings im zweiten Stock. Es war etwas größer und für Jörn und Emily mit meinen Eltern. Sie mochten sich alle gerne und diese Wohnungen hatten zwei getrennte Zimmer und eine abgetrennte Küche. Mit zwei Balkonen, die Eckwohnungen.

Den Luxus erlaubte ich Ben, meinen Kindern und mir, uns alleine eine kleine Wohnung zu gönnen. Ohne Andere. Während Bram, mein Exmann, wahrscheinlich noch eine oder vielleicht zwei Personen aufnehmen musste. Aber unsere Wohnung lag oberhalb der Wohnung von meinen Eltern und wir könnten vielleicht sogar selbst noch ein Zimmerchen für uns abtrennen, da es auch dort zwei Terrassen gab. Interessant war, dass es dort eine

Außentreppe gab, die unmittelbar zu meiner Schwester führte.

Das war schon immer unsere Wohnung, sie war für uns reserviert. Ja, wir nutzten sie gerne. Ich viel mehr, wenn es wieder eine Flut von nicht enden wollender Arbeit gab, dann zog ich mich dort zurück, anstatt nach St. Blasien in unser Zuhause zu fahren.

Jan kam mit einem Megaphone zurück. Kurz darauf las ich die aktuellsten Nachrichten.

Überall, weltweit schienen die Grundwasserleitungen manipuliert worden zu sein, Strom und Gas abgestellt. Das Mobilfunknetz zusammengebrochen. Anschläge auf Wasserreservoirs verübt. Überall gab es Überschwemmungen, man hatte sogar Stauseen geöffnet. Ein unvorstellbares Maß der Verwüstung rollte auf der ganzen Welt durch die Städte und Gemeinden. Dann ein Anruf über Funk von Oberst Pieper. Wir hatten von ihm eine mobile Funkanlage bekommen, blieben immer in Kontakt. Er lebte noch immer mit seiner Frau und Tochter in der Wohnung in Freiburg. Sahen uns oft. Der Doc war mittlerweile ihr Hausarzt und sie war oft wochenlang bei uns, wenn es ihr nicht gut ging.

„Wir rufen in diesem Moment den Ausnahmezustand für ganz Deutschland aus. Wenn ihr etwas braucht, lass es mich wissen.“, sagte er und legte auf.

Mein Körper zitterte. Gänsehaut überzog meinen Körper. Unsere Notfallsimulation musste sofort in Kraft treten. Ich setzte das Megaphone an meinen Mund:

„Ihr Lieben.

Es tut mir leid. Deutschland hat soeben den Ausnahmezustand ausgerufen. Mit sofortiger Wirkung tritt unsere Notfallsimulation in Kraft. Alarmstufe drei ist somit aktiv. Ich wiederhole, Alarmstufe drei ist aktiv! Jeder Mitarbeiter meldet sich umgehend in der Verwaltung.

Die Mobilfunkgeräte werden ausgeschaltet. Ab sofort findet unsere neue Kommunikation über Walkie-Talkies und der großen Pinnwand im Eingangsbereich statt. Mein Kolos wird Einsatzzentrale, neben dem Verwaltungstrakt. Die Leiter der Abteilungen verteilen die Mitarbeiter. Ab sofort gibt es acht Stundenschichten. Dreischichtsystem. Wir rationieren sofort die Essensausgabe und fahren die Anlage auf einhundert Prozent hoch.

Die Bewohner der Ferienhäuser und des Seniorenheimes melden sich umgehend bei der Pflegedienstleitung des Seniorenheimes. Dort werden Ihnen Aufgaben zugewiesen. Sie haben nur vier Stunden Schichten.“, ich machte eine Pause. Sah mich um. Starre Gesichter.

„Ab 15 Uhr werden tausende Menschen hier Zuflucht suchen. Bis dahin müsst ihr alle eure privaten Dinge geklärt haben. Holt Eure Familien, meldet euch ab. Wir rechnen mit einem mehrere Wochen andauernden Szenario. Bitte, denkt immer an Eure Identitätskarten und schreibt selbst Verwandtheitsgrad ein, erweitert die Angaben. Ihr Angestellten seid immer

Gruppe M, Verwandte, die herkommen, Gruppe MA.“, sagte ich und ging mit Maria ins Gebäude. Ich rief meine Eltern an. Es gab einen einzigen Anbieter, der ein eigenes Glasfasernetz hatte, welches nicht betroffen war.

„Wo seid ihr?“, fragte ich.

„Wir fahren bald los. Mit dem Geländewagen.“, sagte meine Mutter, als die Verbindung unterbrach. Ich schluckte.

Dann rief ich Bram an.

„Bram!“, sagte ich nur.

„Wir bleiben hier in den Niederlanden.“, sagte er.

„Sicher nicht. Ihr kommt sofort in die Anlage. Es ist deutschlandweit ein Notstand ausgerufen worden!“, sagte ich.

„Überall?“, fragte er.

„Weltweit.“, sagte ich nur.

„Wir halten noch in Aachen, hoffentlich können wir was retten.“, sagte er und wieder brach die Verbindung ab. Meine Eltern und Bram hatten Organisationsausweise, mit der Kennzeichnung MA. Damit kamen sie immer in die Anlage. Ich hatte drauf bestanden, diese immer im Handschuhfach der Autos liegen zu haben. Kurz drauf rief mich Bram wieder an.

„Wir kommen direkt. Den Ausweis hab ich im Auto. Du, da...“, dann brach erneut die Verbindung ab.

Er hatte eine Partnerin, die brachte er wohl mit. Sie lebten beide in Aachen.

Keine Stunde später kam bereits die Partnerin von Oberst Pieper mit der Tochter an. Die Frau hatte MS. Sie lief an Krücken. Man ließ sie direkt in die Nähe des Haupteingangs fahren.

„Haga.“, sagte ich nur, als ich sie zufällig traf.

„Sandra. Können wir bleiben?“, fragte sie und sah ihre Tochter im Teenageralter an.

„Sicher, aber es wird sehr eng werden. Ihr werdet Euch eine Unterkunft teilen müssen!“, sagte ich und dachte an die Wohnung von Benjamins Mutter. Sie war eine gute Frau. Die ersten Verletzten kamen. Ich wollte mich nun schnell um die kleine Familie kümmern und schnappte mir einen Mitarbeiter und die Tochter, wir entluden das Auto. Dann gingen wir zu dem kleinen Appartement der Mutter von Benjamin. Sie nahm ihre Gäste herzlich auf. Es war nur ein kleines Appartement, aber mit einer Schlafcouch. Ich entführte sofort die zickende Tochter. Ging mit ihr in den Verwaltungstrakt.

„Wie alt bist du?“, fragte ich.

„Dreizehn.“, sagte sie genervt und steckte sich ihre Kopfhörer in die Ohren.

Ich nahm einen Edding, schrieb ihren Namen, Alter und Zimmernummer auf den Arm.

„Warum?“ fragte sie.

„Damit du immer weißt, wo du hinmusst, oder andere!“, sagte ich.

„Ich fahre nachher wieder nach Hause.“, sagte sie.

„Das glaube ich nicht. Dein Zuhause ist nun erst einmal hier. Bald kommen tausende Menschen, die ihres auch aufgeben mussten. Du wirst arbeiten müssen.“, sagte ich nur.

„Sicher nicht.“, sagte sie.

„Hör mal zu. Ich bin deinem Vater was schuldig. Deswegen werdet ihr bevorzugt behandelt oder soll ich dich in die Küche zum Arbeiten schicken?“, fragte ich.

„Nein.“, sagte sie kleinlaut.

„Was willst du machen? Kinder sitzen, hier in der Verwaltung arbeiten?“, fragte ich.

„Hier. Ich kann gut mit PCs und ich spreche auch Spanisch und Italienisch und Englisch.“, sagte sie.

„Danke.“, sagte ich und übergab sie einer meiner Assistentinnen.

Maria und ich trafen uns in meinem Büro. Ich hatte mir gerade mein Walkie Taklie genommen und las in der Notfallsimulation. Die Gruppeneinteilungen. Sie waren noch nie wirklich ausgereift gewesen. Wir hatten eine Gruppe für Besucher, eine für Mitarbeiter, eine für Patienten des Docs, da sie hier vergünstigt essen konnten. Kleiner Anreiz für den Doc. Aber im Grunde war es das schon. Wir brauchten mehr. Sollten wir wirklich mehr als zwanzig tausend Menschen aufnehmen, müssten wir anders strukturieren.

Maria stand mit Kaffee vor mir.

„Geschlafen hast du auch noch nicht!“, sagte sie.

„Ne, zum Glück umgezogen.“, sagte ich lächelnd. Vor fünf Stunden hatte ich noch mein Hochzeitskleid getragen. Nun waren wir alle in unserer Uniform.

Jeder feste Mitarbeiter trug Berufskleidung. Das unterschied uns immer schon von den Gästen und Bewohnern. Auch die Schüler, die dann in dem Schullandheim hier arbeiteten, trugen Arbeitskleidung. Zumindest ein Oberteil. Unsere Shirts waren auch so ein Verkaufsschlager. Das war im Grunde eigentlich nur ein Gag gewesen. Wir hatten grün zu unserer Farbe gemacht. Grün waren unsere Oberteile. In der Verwaltung trug man grüne Hemden, zu den beige farbenden Arbeitshosen mit diversen Taschen. Die Hosen waren bei allen Angestellten gleich. Auf unseren Hemden, oder auch Polos war ein „V“ gestickt. Die Köche und Personal der Küchen und Lagerung trugen weiße Shirts, allerdings mit leicht grünen Streifen auf dem Rücken und einem „K“ oder „L“ auf Brust und Rücken.

Die Haustechniker bekamen blaue Shirts mit grünen Streifen.

Während die Landwirte, die bei uns arbeiteten und sicher die meisten waren, ganz in beige

gekleidet waren. Sicherheitsschuhe waren überall verpflichtend, sogar im Büro.

Die IT trug schwarze Oberteile, mit grünen Lettern stand IT drauf. Lustig war, dass der Doc sich weigerte, diese Kleidung zu tragen und wir sehr damit einverstanden waren. Mittlerweile beschäftigte er zwei weitere Mediziner und fünf Helfer. Sie trugen ganz weiß, aber auch diese Hosen mit den vielen Taschen und in grün stand Med auf der Kleidung.

Unsere Gärtner und ausschließlich draußen an der Luft arbeitenden Mitarbeiter, die wir auch mittlerweile hatten, trugen durchgehend grün und waren ungekennzeichnet, wie auch die anderen Gewerke, die alle beige Hosen und braune Oberteile mit grünen Streifen trugen.

Jeder hatte ein Namensschild und seine Berufsbezeichnung zu tragen. Und jedem war es freigestellt, mit Vornamen oder Nachnamen angesprochen zu werden.

Von diesen Pins hatten wir sicher noch tausende herumliegen. Die würden wir brauchen. Ich notierte es direkt. Denn jeder Bewohner sollte schließlich arbeiten und erkannt werden. Wir hatten nicht die Masse an Identitätskarten, um alle auszustatten. Die Identitätskarten würden vorerst nur die Mitarbeiter und dessen Verwandten erhalten, wenn es denn reichen würde. Ich schaute nach. Wir sollten noch rund achthundert Identitätskarten haben. Ich schrieb einen Vermerk. Denn das würde alles vereinfachen, hätte jeder hier eine solche Karte.

„Hätten wir beide nicht gedacht, dass es wirklich Realität wird, oder?“, fragte ich.

„Nein. Wir gehen strikt nach Plan vor?“, fragte sie.

„Strikt. Wann war die letzte Übung?“, fragte ich.

„Vor 69 Tagen.“, sagte sie. Dann waren wir ja gut vorbereitet. Dreimal im Jahr hatten wir diese Übung. Immer für mindestens einen Tag, mal für eine Woche. Maria wurde gerufen. Über das Walkie Talkie. Der Hydrant sei nun defekt. Zwei Verletzte. Um acht Uhr Treffen im Kolos. Sie ging und ich las weiter, die nächsten Schritte. Maria hatte die Leitung der gesamten Anlage übernommen. Ich selbst war nicht aktiv im operativen Geschäft, allerdings jetzt, wenn der Notfall eintrat und ich vor Ort war, übernahm ich die Leitung. Jahrelang hatte ich mir nicht nur meinen Businessplan, sondern auch die Anlage ausgedacht. Und diesen Notfallplan. Er wurde durch die Mitarbeiter modifiziert. Verbessert und erweitert. Ebenso veränderte sich die Anlage. Die nicht nur seit einem Jahr komplett autark+ war, sondern sich selbst auch vergrößert hatte und vergrößert werden sollte. Wir hatten immer für diese Anlage geworben, bei den umliegenden Gemeinden zwar Hohn und Spott geerntet, aber es war die einzige Anlage, die autark lief. Nicht nur das. Wir wurden massiv durch nationale und internationale Mittel unterstützt. Aber nie ernst genommen. Nur bei den Ministerien für Bildung und Wirtschaft, was unsere Klassenzeitung und den Stellenmarkt der

Ausbildungsstellen betraf.

Mit Flugblättern hatten wir den gesamten Südschwarzwald beliefert, nachdem wir vor einem Jahr uns selbst isoliert hatten und gefühlt in aller Munde waren. Flyern, was man im Notfall tun musste und auch unsere Produkte waren immer mit Hilfestellungen im Notfall bestückt. Nicht nur die Klassenzeitungen, die immer eine kleine Spalte für solche Fälle beschrieb. Unsere App und die Ordner, die wir vertrieben, hatten wir mit Anleitungen versehen, wenn ein solcher, überhaupt ein Ausnahmezustand eintreten würde.

Ich hörte einen Helikopter. Unser Landeplatz war unterhalb der Anlage. Nicht weit von der Straße entfernt. Mein Walkie Taklie sprach mit mir.

„Sandra. Komm zum Heli!“, sagte eine weibliche Stimme. Ich nahm mein Tablet, was nun ausschließlich nur auf das Intranet Zugriff und dem Protokoll folgte. Wir hatten uns speziell dafür ein Miniprogramm basteln lassen, aus Aachen unserer Softwareschmiede.

Belegung, Essenvorräte. Wer wo lebt, mit wem. Arbeitspläne. Alles in einem Programm. Wir aus der Riege, die Leiter der einzelnen Abteilungen konnten darauf zugreifen. Auf den Großteil der Infos. Maria und ich, aber auch unsere Assistenten auf alles.

Es war viertel nach acht morgens. Oberst Pieper stieg aus dem Heli.

„Sandra, wir müssen reden!“, sagte er nur und reichte mir seine Hand.

Ich nickte. Informierte die Riege, dass wir sofort im Kolos Besprechung hatten.

Dann gingen wir in den gelben Riesen, der unweit entfernt vom Haupteingang stand.

„Ich habe schlechte Nachrichten!“, begann er, als auch Jan und Emma als letzte eingetroffen waren.

„Reden Sie!“, forderte Jan ihn auf.

„Ich bin für Baden-Württemberg zuständig und muss Ihnen mitteilen, dass Sie kein richtiges Lazarett bekommen, nur einen OP-Container, Marc ist auf dem Weg, mit ihm drei weitere Ärzte, sechzehn Soldaten und 300 Betten, nebst Zelten. Vorrat für drei Wochen. Für die Soldaten und dreihundert Patienten.“, sagte er.

„Wann?“, fragte ich.

„Gegen Mittag.“, sagte er.

„Okay. Wir können 25.000 Menschen aufnehmen, rund vier Wochen.“ sagte Maria nur. Ich sah sie böse an. Das konnten wir auch länger, das war uns allen klar. Wir waren im Normalbetrieb schon bei 15.000.

„Können wir.“, bestätigte Jan, der mir einen Ordner reichte. Unsere Vorräte.

„Die Landesregierung hat Ihre Anlage als Bezugspunkt für den gesamten Südschwarzwald

benannt. Das wird mit 25.000 nicht reichen.“, erklärte der Oberst.

„Das schaffen wir nie!“, warf Maria ein.

„Wir gehen nicht davon aus, dass jeder Bewohner kommt, aber wir haben es in der Planung. Habt ihr noch die Flyer?“, fragte der Oberst.

„Wie viele brauchen Sie?“, fragte ich, denn das war mein Ressort. Die Druckerei. Das kleinste von allen.

„Ganz BW, die Tipps sind gerade Gold wert.“ sagte er.

„Das dauert. Also 10 Millionen Exemplare?“ ,fragte ich naiv.

„Ne pfd-Datei und so viel ihr noch liegen habt.“, sagte er.

Ich funkte die Druckerei an, sie sollten 100.000 Flyer drucken. 15.000 waren abholbereit.

Einer von Marias Assistenten kam rein.

„Radio an!“, sagte er nur und ging wieder. Das hatten wir laufen, aber stumm. Es folgte eine Durchsage:

„Wir bitten alle Einwohner dringend, zu Hause zu bleiben.

Das Wasser wurde abgestellt und auch der Strom, Gas und Fernwärmenetz. Bitte bleiben Sie zu Hause. Ernähren Sie sich durch Ihre Vorräte und seien Sie sparsam. Im Südschwarzwald ist die RTW Care in Caredorf ihr Ansprechpartner und die medizinische Notfallversorgung im Kreis Waldshut-Tiengen und Breisgau Hochschwarzwald. In Lörrach...“

„Nun sind wir auch noch Ansprechpartner!“, sagte Maria.

„Kümmere dich, rufe beim Sender an und versuche den klar zu machen, dass niemand kommen darf, der...“, sagte Jan und wurde rüde unterbrochen.

„Ja. Wir haben die Telefonanlage eingestellt auf Notfall.“, sagte Maria nur.

„Ist meine Frau angekommen?“, fragte der Oberst. Ich nickte, lächelte.

„Gut, ich bleibe Euer Ansprechpartner, aber ihr werdet auf Euch alleine gestellt sein, das muss ich euch leider mitteilen.“, sagte er. Dann ging er raus und ich folgte ihm. Brachte ihn zu seiner Frau.

„Sandra, jetzt unter uns. Wir gehen von einem Terrornetzwerk aus, woher wissen wir nicht. Aber es gibt auch Kämpfe um unsere Lager, die Vorratskammern der Nation. Die wissen, wo was lagert. Wir sind im Krieg gegen einen unsichtbaren Feind.“, sagte er leise.

„Ist das wahr?“, fragte ich geschockt.

„Darauf sind wir nicht vorbereitet Sandra.“, sagte er und wirkte in diesem Moment uralt. Ich hatte ihn immer als rüstigen Mann, mit Zuversicht und einem besonnen Gesicht wahrgenommen. In diesem Moment war es eher Angst und Furcht, die sein Gesicht kennzeichnete.

Zurück im Kolos berieten wir uns in der Riege weiter. Es war eng dort drinnen. Aber es war okay. Meira würde bald mit einem Heli landen und die Sicherheit hatte bereits die ersten Autos instruiert und Flugblätter verteilt.

Bei uns gab es Regeln. Wir hatten das schlimmste Szenario mit rund 10.000 Menschen bereits simuliert. Daher hatten wir bereits eine Vorstellung, was in etwa auf uns zukommen würde. An den Kreuzungen im Umkreis von 10 km wurden durch Mitarbeiter Flugblätter verteilt. Plakate wurden aufgeklebt, an Wänden.

Mittlerweile waren wir mit der Organisation so gut aufgestellt, dass wir in jedem Landkreis Deutschlands eigene Büros hatten. Mehrere tausend Mitarbeiter, teilweise angestellt, aber weitaus mehr ehrenamtliche Mitarbeiter. Wir erhielten immer mehr Spenden, gerade Immobilien, aber auch andere Wertgegenstände, wie wertvolle Kunst, die wir allerdings Großteils veräußerten.

Endlich war es soweit! Wir feierten unser Einweihungsfest der neuen Hauptniederlassung. Ein Mega-Monster-Projekt. Jahre hatte es gedauert, nicht nur bis wir die Gemeinden überzeugt hatten. Im Südschwarzwald, meiner Wahlheimat. Dank eines glücklichen Umstandes, wie es doch allzu oft der Fall ist, hatte auch meine Organisation das große Glück, ein wenigstens halbwegs passendes Grundstück zu finden. Der Rest, alles eigentlich, dauerte. Nicht nur die Planungen, die Umsetzung.

Noch viel größeres Glück hatte ich noch viele Jahre zuvor mit meinem Exmann Ben. Ben hatte an mich geglaubt. Er war gut situiert. Und dennoch hatte ich den Sprung alleine gewagt. Auch wenn es schief gehen konnte. Ich wollte es so sehr, so sehr diese Organisation ins Leben hinein heben. Etwas für uns alle tun.

Ben und auch Meira, seine einzige Schwester, beide waren sie involviert, gaben mir die ersten Kredite. Ohne sie hätte es viel länger gedauert. Sie erkannten das Potential meiner Idee. Nun war es soweit und das Einweihungsfest glich bewusst einem Festival. Weil es eben zu

dieser Organisation passte. Die Hauptniederlassung war längst aktiv. Ohne hätte das Programm auch nicht stattfinden können. Wir waren schon recht bekannt, bundesweit. Das machte es einfacher. Ben hatte sich ebenfalls angekündigt, zum Festival. In der Öffentlichkeit waren wir immer noch gemeinsam präsent. Oftmals. Daher überraschte es wahrscheinlich auch niemanden, dass wir sehr viel miteinander tanzten. Wir hatten am Freitag um achtzehn Uhr die Veranstaltung eröffnet. Sie sollte bis Sonntag vierzehn Uhr andauern.

Eine Streaming Plattform bot uns sehr viel Geld, um über dieses Ereignis berichten zu dürfen, daraufhin meldeten sich noch einige bekanntere Bands. Das war schon interessant.

Maria hatte sofort zugesagt, denn der Streaming Dienstleister wollte dieses Event auch nutzen, um über unsere Organisation zu berichten. Sie waren bereits drei Wochen vorher in der Anlage und interviewten Schulklassen, Personal und Bewohner. Für uns alle war es eine dubiose Stimmung. Wir hatten längst das Gelände abgesperrt und auch die Vorbereitungen auf dem eigentlichen Zeltplatz waren eine Woche vor dem Event deutlich zu sehen.

Unsere Mitarbeiter konnten mit ihren Fahrzeugen woanders parken, denn Sie würden auf dem Event arbeiten. Daher waren es doch ausschließlich Gäste, die dort campen sollten.

Ab Donnerstagmittag wurde der Zeltplatz eröffnet und rund achthundert Menschen kamen, postierten ihre Wohnmobile, Wohnwagen oder Zelte. Es war schon an diesem Tag eine richtige Festivalstimmung.

Hannes, mein jüngster Sohn, und ich einigten uns darauf, im Kolos oberhalb der Anlage zu stellen, bei den Seniorenwohnungen. Dort sollte auch irgendwann gebaut werden, aber vorerst war es für uns die beste Aussicht und Übersicht, aber auch ein Ruheort.

Dort durften keine Besucher hin, nur die Kameralente, die sich dort ebenfalls postiert hatten.

Maria lebte mit Jens, ihrem Mann und ihren Kindern in einer Wohnung im zweiten Geschoss mitten zwischen den anderen Mitarbeitern, die sich fast ausschließlich diese Ebene teilten.

Mit der Eröffnung des Festivals hielt ich, gemeinsam mit Maria und Ben eine Rede. Das musste irgendwie sein. Maria war meine Geschäftsführerin. Ich war es auch noch, aber vor allem war ich alleinige Gesellschafterin. Eine Art eigene Markenbotschafterin für die gemeinnützige Organisation. Ben, er hatte schließlich den Bau anteilig vorfinanziert. Bis endlich auch die Fördergelder kamen. Ohne ihn, nein. Da würden wir jetzt wohl auf den Rohbau anstoßen.

Wir erzählten von einer Vision, eine neuartige Gemeinde zu gründen, um von anderen zu lernen und gerade die Jugendlichen Halt zu geben, auf dem Weg zum Erwachsenwerden.

Es spielten Schulbands, die in einem Contest übers Internet gewonnen hatten und auch eine recht bekannte Rockband spielte an diesem Abend auf der großen Bühne. Die Bühne stand links neben der Auffahrt zum Hauptgebäude.

Eine zweite, kleinere Bühne war rechts neben der Auffahrt, etwas erhöht positioniert. Ein paar hundert Meter entfernt. Sie war eindeutig die bessere Bühne, aber so wurde es geplant, mir gefiel die kleinere Bühne einfach besser, weil dort unbegrenzt Menschen stehen konnten, auch hunderte Meter weiter ins Feld hinein, auf den Campingplatz. Das hatte irgendwie was. Am Samstagmittag folgte die für uns alle große Überraschung. Der Landrat unserer Hauptgemeinde, auf dem wir den meisten Grund hatten, überreichte uns einen Schlüssel und eine Urkunde. Offiziell war unsere Anlage nur ein Dorf. Caredorf. Ein Teil des Namens bezog sich auf die Organisation. Bei uns auf der Anlage waren 676 Menschen an dem Tag gemeldet, es waren ausreichend Bewohner dieses neuen Dorfes. Maria war außer sich vor Freude und ich dachte nur an die Kosten, die eine neue Anschrift mit sich brachten, das wusste ich noch. Oh ja, mein Pfennigfuchser. Sie war gut, wie sie war. Meine liebe Maria. Am Hang 1, Caredorf. Das war eine komische Anschrift. Aber ja. Uns gefiel es natürlich, wir feierten in die Nacht, Ben und ich gemeinsam mit vielen anderen.

Am nächsten Morgen war Hannes längst mit seinen Freunden unterwegs, die teilweise auch mit ihren Familien eingeladen worden waren. Ich saß auf einem Stuhl vor dem Kolos und beobachtete, wie sich unser Dorf langsam mit Leben füllte. Bei einem starken Kaffee und Kopfschmerztabletten.

„Hast du mir verziehen?“, fragte Ben mich, der wie aus dem Nichts vor mir und meinem LKW-Wohnmobil, dem Kolos vor mir stand. Ich lächelte ihn nur an. Längst hatte ich das getan.

„Setz dich.“, sagte ich und ging hinein, um ihn einen Kaffee zu bringen.

Nach einer Weile fragte er, ob wir es noch einmal versuchen wollen, noch einmal das Wagnis mit uns einzugehen. Ja, das wollte ich. Ich liebte diesen Mann heiß und innig. Und ich verstand irgendwie, dass er eben auch Männer mochte. Nur Martin wollte ich nicht mehr in meiner Nähe haben, ihn wollte ich nicht wiedersehen, auch wenn es mir für seine Tochter leid tat, die hier in der Anlage lebte und arbeitete und Karim, den anderen Koch aus unserem Anwesen geheiratet hatte. Ein Baby war bereits auf dem Weg.

„Ich liebe Dich Ben, ja. Aber langsam.“, sagte ich leise und nahm seine Hand.

Seinen Ring trug ich immer, das wollte ich so. Ich hatte das Gefühl, dass ich mit diesem Ring alles schaffen konnte, er erinnerte mich jeden Tag an Ben, der an mich geglaubt hatte. An

meine Idee, an meine teilweisen wirklich verrückten Pläne. An diesem Morgen schlenderten wir Händchen haltend über die Anlage, gaben ein paar Interviews und trafen uns mit Freunden und Familie, sahen uns die letzten Bands an und sprachen mit vielen Gästen. Wir hatten überall Fressbuden und Anhänger aufgestellt und unsere hauseigenen Produkte ausgegeben. An sogenannten Tankstellen konnte man Trinkwasser und Sprudel ziehen, eiskalt. Aber auch Getränkewagen standen herum und schenkten Bier, Wein und Softdrinks aus. Alles war im Preis inklusive. Wir hatten die Einladungen verkauft. Für einen guten Zweck. Und sie wurden uns aus den Händen gerissen. Etwa eintausend Karten hatten wir verschenkt. Der Rest brachte uns zumindest die Ausgaben für die Lebensmittel und Getränke, aber auch die Sicherheit und Bühnen ein. Und dann waren da noch die Rechte, die wir teilweise verkauft hatten, über dieses Event zu berichten. Daraus sollte ein Dokumentarfilm entstehen, wir waren alle sehr gespannt darauf.

Ben zog in der kommenden Woche bereits zu Hannes und mir in die kleine Wohnung in St. Blasien, in der wir zuerst gemeinsam gelebt hatten, wenn damals auch nur kurz.

Anstatt im Wohnzimmer zu schlafen, hatte ich längst Jörns Zimmer als meines deklariert. Ben war sehr froh darüber, denn er mochte das Klappbett noch immer nicht sehr, welches Jörn nutzte, wenn er uns über Nacht besuchte.

Jörn hatte übrigens längst seinen ersten Abschluss in der Tasche und studierte mittlerweile in Aachen und lebte bei seinem Vater mit in der Wohnung, bis Mo ihm folgte und die beiden gemeinsam in eine Wohnung zogen. Mo und Jörn waren Bens und meine ältesten Söhne. Gemeinsame Kinder hatten wir nicht.

Die großen Jungs machten sich einen Spaß daraus, sich gegenseitig zu filmen und zu erklären, wie man gut als junger Erwachsener in der ersten eigenen Wohnung zurecht kam. Gerade die Beiden, dessen Eltern vermögend waren. Sie wurden Sternchen und waren bald bekannt, wie bunte Hunde.

Ben und ich heirateten ohne viel Aufsehen erneut vor dem Standesbeamten, der uns schon einmal getraut hatte. Für uns war es klar. Wir müssen heiraten. Also still und heimlich, vier Wochen nach dem Festival.

Zwei Jahre hatten wir nun hinter uns, in unserer zweiten Ehe und es war nie harmonischer. Wir waren ein Dreamteam. Und wir überlegten ernsthaft in die neuen Gebäude oberhalb der

Anlage zu ziehen. Aber vorher hatten wir ein ganz anderes Thema, welches uns etwas Zeit klaute. Unsere Liebesgeschichte sollte verfilmt werden und man hatte sogar in unserem alten Anwesen drehen dürfen. Der Dokumentarfilm war wie eine Bombe eingeschlagen. Dieser Streamingdienst bot uns die Verfilmung an und wir stimmten zu. Sie filmten ebenfalls in der Oase im Iran, allerdings nur an zwei Stellen. Den Film hatten wir bisher nicht gesehen. Die Premiere sollte in Köln, in einer großen Veranstaltungshalle ausgestrahlt werden.

Nahezu die gesamte Familie folgte dem Aufruf nach Köln zu fliegen.

Wir hatten uns gemeinsam in der Anlage schon zwei Tage zuvor getroffen und wollten mit Helikoptern fliegen, das war Bens Idee. So charterten wir uns vier Helikopter für unsere Familie und ein paar Freunde.

Maria blieb leider in der Anlage, sie war die gesamte Woche krank gewesen, wie auch Jan. Es war nur eine Erkältung, glücklicherweise.

Es war das letzte Wochenende vor den Sommerferien und die Kinder freuten sich, denn wir wollten zwei Tage später alle gemeinsam für drei Wochen wieder nach Italien fahren. Wir alle. Bens und meine Familie. Und unsere Freunde.

Doch vorerst flogen wir, in Abendgarderobe, besser gesagt, Ben und ich in unserer Brautkleidung der ersten Hochzeit, nach Köln.

Wir waren einundzwanzig Personen und acht Sicherheitsleute, die wir stets um uns herum hatten, noch immer. Zwei davon waren Piloten. Wir konnten direkt an der Eventhalle landen. Nach der Vorführung sollte es noch direkt in der Halle einen kleinen Empfang und eine Art Aftershow Party geben. So hatte es der Streamingdienstleister organisiert und wir waren ziemlich froh, denn durch die Stadt wollten wir ungern noch herum fahren.

Die Vorführung begann, in einem prächtigen Saal mit vierhundert geladenen Gästen.

Ben und ich lachten viel während des Films. Sie hatten es wirklich gut gemacht und gerade die amüsanten Stellen, wie Kindergeburtstage ausgeprägt umschrieben. Aber auch unsere eigentliche Geschichte kam nicht zu kurz. Der Trennungsgrund sei der Tod von Benjamin Becker gewesen und meine Schuld. Ich wollte es so. Der Standesbeamte spielte sich selbst und ich lachte Tränen. Der war so gut gewesen. Unsere erste Hochzeit war, ja ehrlich gesagt, besser als ich es mir je hätte ausmalen können.

Auch der Kolos war präsent. Wir hatten ihn für die Dreharbeiten ausgeliehen. Unser magischer Ort. Der Lastwagen, der mein Wohnmobil war. Den mir Ben schenkte.

Der Film war kitschig, keine Frage, aber wir fanden ihn doch sehr gelungen. Eben weil er auch die Entstehung der Organisation behandelte, aber viel auf uns einging. Es war ein Marking Off.

An dem Abend wollten Ben und ich bekannt geben, dass wir den Erlös, teilweise auch den des Streamingdienstleisters in weitere Anlagen in Hamburg und Köln investieren wollten. Gerade, als wir auf die Bühne gehen wollten, wurden wir über einen mutmaßlichen Anschlag informiert und direkt evakuiert, die gesamte Familie in die Helikopter gebracht und starteten sofort. Ein Chaos war in der Eventhalle ausgebrochen und unsere Sicherheitsleute hatten uns im Blick. Waren richtig gut, uns alle da herauszufischen. Es war bereits dunkel, als wir über die Innenstadt Köln flogen und sich unter uns die Stadt verdunkelte. Wasser drang aus jedem Gebäude und manche fing Feuer. Auf einmal war alles dunkel. Alles. Die Helikopter stiegen in die Höhe. Niemand sagte etwas. Es war still. Den gesamten Flug über. Wir starrten auf unsere Smartphones und Tablets. Hielten unsere Hände. Auf der langen Strecke zwischen Köln und dem Schwarzwald sahen wir ähnliche Szenarien. Selbst in kleinen Städten, manche Häuser waren notdürftig beleuchtet. Aber es wirkte desaströs. Gerade die Feuer. Sie schienen sich auszubreiten. Ich hatte sofort mit Maria Kontakt aufgenommen, um in den Notfallmodus überzugehen, als das Mobilfunknetz zusammenbrach.

Irgendwann erreichte der Pilot die Anlage über Funk und Maria stellte die komplette Anlage auf eine Art Alarmstufen. Vier hatten wir. Null war der Standard, also ganz normaler Betrieb.

Bei eins wurde die Anlage heruntergefahren, was seit gestern passiert war. Dazu später mehr. In Vorbereitung auf einen Katastrophenfall. Drei war der tatsächliche Katastrophenfall und nicht einmal bei einer Übung riefen wir diese Alarmstufe aus. Das bedeutete, dass jeder Mitarbeiter zurück in die Anlage gerufen wurde. Mit der eigenen Familie. Dann bedeutete es das Schlimmste.

## DIE ANLAGE, unser Hauptgebäude

Im letzten Jahr hatten wir hier in der Anlage einen Ausbruch einer Epidemie. Vier Wochen haben wir uns von der Außenwelt abgeschottet und die Alarmstufe drei das erste Mal ausgerufen. Sehr zum Ärger der zehn Schulklassen, die damals hier waren. Aber auch Besucher, die dann hier nicht mehr herauskamen. In dem Seniorenheim hatten wir siebzehn Todesopfer, dreizehn weitere verteilt auf die Anlage.

Unsere behinderten Bewohner, damals waren es 32, freuten sich als einzige, dass sie hierbleiben konnten. Sie haben wirklich Spaß gehabt. Sie fuhren am Wochenende zu ihren Eltern, aber hier hatten sie Spaß. Das war eine lustige Truppe, sind es noch heute, wenn sie montags morgens hier her kamen, dann hatte ich zumindest das Gefühl, feierten sie. Ihr Leben. Ihre Arbeit. Ich fand sie großartig. So viel Lebenslust und Freude fand ich auf der Anlage im Grunde nur immer bei ihnen. Bei unseren Mitarbeitern aus der Fertigung. Drei arbeiteten in der Verwaltung. Die meisten stellten unsere Produkte her. Fleißarbeit. Sie füllten leere Ordner mit Inhalt und immer mit Musik. Jede viertel Stunde gab es eine Tanzeinlage. Eine kurze Pause. Und dann ging es ab. Aber damals. Damals ging es so richtig ab. Das könnte man so sagen. Als sie erfahren hatten, dass sie am Wochenende nicht nach Hause durften, da war ich damals diejenige, die ihnen die Botschaft überbracht hatte. In der Fertigung.

Sofort wurde die Arbeit eingestellt und sie tanzten und lachten. Ich habe noch nie in meinem Leben so herrlich frohe und glückliche Menschen auf einen Haufen gesehen. Dieser Haufen hatte sich da wirklich gefunden. Drei Vorarbeiter waren eher nicht so glücklich, ja zugegeben. Aber diese Freude hat auf uns alle abgefärbt. Auch Angst, ja. Aber just in diesem Moment war es Freude.

Unsere Mitarbeiter mit Einschränkungen haben hier ihre Wohnungen und leben unter der Woche in WGs, betreute WGs. Mittlerweile leben einige von ihnen dauerhaft hier. Aber das war damals nicht der Fall, vielleicht der Anstoß.

Im letzten Jahr hatten wir die Anlage verriegelt und die Bundeswehr um Unterstützung gebeten. Wir waren auch eine Pilotanlage. Freiwilliges Einsperren, das war so eine Sache, aber jeder Besucher, Mitarbeiter und Bewohner war sich dessen bewusst, denn das war eine Bedingung hier. Und ja, natürlich hatten wir direkt diejenigen, die nicht bleiben wollten,

isoliert. Sie sind nach sieben Tagen dann gegangen. Aber der Rest, die Belegschaft, die musste bleiben. Da es auch mehrere Infizierte der Schulklassen gab, haben wir sie, natürlich dort behalten. Das war eine ganz große Sache damals. Mit wahnsinnig vielen Gesprächen und Diskussionen der Eltern. Das Gesundheitsamt, aber auch Ministerien stärkte uns.

Im Nachhinein war es für sehr viele junge Menschen eine tolle Zeit. Sie haben sich immer und wieder für diesen Aufenthalt bei uns bedankt. Immerhin hatten sie jede Menge Beschäftigung. Wir konnten schließlich einiges bieten dort. Damals schon.

Als nach zwei Wochen noch immer Menschen starben und infizierten, da entschieden wir erst, die Anlage für zwei weitere Wochen zu schließen. Niemand wurde eingesperrt in seine Räume. Jeder konnte und durfte sich frei bewegen. Nur diejenigen, die Symptome hatten, wurden isoliert.

Daraufhin haben wir erst die Krankenstation erweitert, welche bis dato einfach eine große Hausarztpraxis war. Wir bauten direkt im letzten Jahr noch ein Intensivzimmer und fünf weitere Patientenzimmer und ein Schwesternzimmer fest ein. Aber es sollte noch mehr werden. Ben und ich waren damals selbst hier. Weil meine Schwester Emma ihren Geburtstag feierte. Es war zugegeben eine sehr lange Geburtstagsfeier. Für uns alle bedeutete es aber, dass wir die Feuertaufe erlebten. Und das mit vielen Freunden und der Familie zusammen.

Diese Anlage. Entsprungen war sie ursprünglich einem alten, aber recht großen Bauernhof. Die ehemaligen Eigentümer hatten vor vielen Jahren einen kleinen Campingplatz daran integriert. Fast wie Urlaub auf dem Bauernhof. Dann aber verkauften sie, aus Altersgründen. Mit mehr als 250 Hektar Land. Es dauerte Jahre, bis wir hier bauen durften.

Der Hof wirkte nun, an der neuen Zufahrtsstraße etwas verlassen, muss ich gestehen. Darin befand sich von Anfang an die Schreinerei, das Lager für Elektro, Sanitär und zwei Hackschnitzelblockheizkraftwerke. Im Dach kann man Bouldern, alle Griffe und Knäufe sind aus Holz gefertigt und wer dieses Hobby liebt, liebt unsere kleine Boulderhalle. Sie ist allerdings nur für unsere Mitarbeitern, die Bewohner und Schulklassen zugänglich. Allerdings ist der Großteil des Dachgeschosses das Holzlager, wo sich verschiedenste Sorten Holz befanden. Unsere Werkstatt fertigte Möbel auf Maß, von Anfang an für unsere Anlage. Nicht weit entfernt, lag eine alte Scheune, die ebenfalls recht groß ist, halb so groß wie das Haus, aber genauso hoch. Darin haben wir unser restliches Lager untergebracht. Ob es Druckerpapier, Schrauben, PC-Teile oder sonst irgendwas war, hier lagerte im Magazin alles, was man mal brauchen könnte. Die Höfe im Schwarzwald sind nie klein. Richtige alte

Bauernhöfe mit riesigen Scheunen. Dieser einstige Bauernhof war ein riesiger Hof. Riesig von den Ausmaßen und erst dem Dach, welches sich alleine schon über zwei Etagen erstreckte. Direkt hinter dieser Scheune kam man auf die Auffahrt, zum eigentlichen Herz der Anlage. Dem Hauptgebäude. Es war sichelförmig angelegt. Gen Süden parallel zur Straße und dennoch mindestens achtzig Meter von dieser entfernt.

Die Auffahrt war nicht steil, aber auf die rund achtzig Meter gab es einen Höhenunterschied von achteinhalb Metern. Bereits beim Bau der Anlage war nur das Hauptgebäude schon 354 Meter lang. Wie ein Kraken mit sechs unterschiedlich langen Armen. Zwischen den zwei Armen links und rechts gab es Innenhöfe, Lichteinfall und Platz, sich in Ruhe draußen zu bewegen. Jede Menge Balkone.

Die Anlage selbst war damals schon bis zu sechzig Meter tief, mit Innenhöfen. An der schmalsten Stelle allerdings vierzig Meter. Links am äußersten Rand gab und gibt es vier Laderampen für LKW. Zugegeben, da war es eben, aber nicht einfach mit einem LKW dort überhaupt zu parken. Direkt oberhalb des alten Bauernhauses befanden sich diese Rampen, die ins erste Kellergeschoss des Haupthauses führten. Genau da lagen die LKW-Rampen. Das Haupthaus, das Hauptgebäude verfügte über durchgehend zwei Kellerebenen, die keine Innenhöfe hatten. Sie waren insgesamt die größten zusammenhängenden Flächen. Jede Kellerebene war knapp 20.000m<sup>2</sup> groß. Ein Megaprojekt.

Als der Keller im Bau war, entdeckten wir eine Art Tunnel, die auf die andere Seite des Hügels führte. Dieser mündete mitten in den ersten Keller. Ziemlich im Osten des Objekts. Kurzentschlossen erwarben wir vom Land noch weitere 100 Hektar Land und erschlossen diesen rund fünf Meter breiten Tunnel neu. Nun war der Tunnel zwar nur noch drei Meter breit, verband aber unsere drei großen Gewächshäuser, die im Norden der Anlage standen, hinter den Hügeln.

Tja, Gewächshäuser im Norden, das war auch noch so eine Sache, aber sie bekamen bedingt durch ihre Höhe und Ausprägung noch immer genug Licht aus West, im Winter nicht von Süd, sonst schon. Sie wurden so konzipiert, dass sie aufgrund einer Beleuchtung 24 Stunden am Tag, sieben Tage die Woche erzeugen konnten. Die Dächer wurden nach West ausgerichtet und teilweise mit Photovoltaik ausgestattet, was eine Fehlinvestition war. Bedingt durch die Bewaldung, die wir leider doch nicht roden durften. Damals bis heute nicht.

Der Vorteil der Gewächshäuser hinter dem Hügel, war ganz klar die Aussicht.

Man konnte sie nicht sehen, wenn man auf der Straße stand, auch einhundert Meter weiter entfernt, sah man sie nicht. Nachts strahlten sie schwach den Hügel von hinten an, was dem

gesamten Anblick doch eine fast magische Sichtweise bot.

Zum Haupthaus.

Es gab zwei Kellergeschosse. Und zwei weitere Geschosse. Erdgeschoss und 1.

Obergeschoss. Dann war ursprünglich Schluss. Schön begrünt, geschrägte Wände und Dächer, man sah den Komplex von Ost und West tagsüber nicht. Er war nahezu unsichtbar in die Hügelandschaft integriert. Bäume und Sträucher taten den Rest.

Mit diesem Bau allerdings wurde die Organisation wahnsinnig populär. Vielleicht auch dank der Medienpräsenz von Ben und mir und nicht zuletzt dem Dokumentarfilm. Aber die Anfragen rieselten nicht, sie überschütteten uns mit Anfragen, dort leben zu können. Zig Tausende Bewerbungen.

Mit dem Abschluss des Bauabschnitts Rohbau Obergeschoss 1, folgte direkt der weitere Ausbau. Wir setzten noch zwei weitere Geschosse, wenn auch versetzt in den Hang ein. Aber zurück zum Erdgeschoss. Es war etwas mehr als 15.000m<sup>2</sup> groß. Dort befand sich neben unserer hauseigenen Druckerei, die großteils auch im ersten Kellergeschoss dicht bei den vier Rampen lag, unsere Verwaltung. Diese wurde doch wesentlich größer, als geplant. Daher erweiterten wir aufgrund des massiven Wachstums auf einen der Krakenarme im ersten Obergeschoss, im Osten unsere Verwaltung. Die Hauptattraktion war wahrscheinlich das integrierte Gewächshaus im Haupthaus, mittig angelegt mit großer Kantine, für etwa vierhundert Personen. Daneben befand sich ein kleineres Restaurant mit einhundert Plätzen, ein Bäcker, ein Friseur, drei Geschäfte und vier weitere kleine Büroeinheiten für andere Unternehmen von Ben und mir. Dann folgte schlussendlich im äußersten Krakenarm im Westen, war die Hausarztpraxis vom Doc und Emma untergebracht. Nebenan haben sie hier ihre Wohnung und direkten Zugang ins Freie, falls es ihnen zu bunt wurde. Mit der Erweiterung haben wir auch eine weitere Auffahrt gebaut, die zehn PKWs direkt in Praxisnähe mit einschloss. Weitere Erweiterungen im Westen waren durchaus möglich und geplant.

Übrigens war die gesamte Fassade des Haupthauses begrünt. Und zwar meist mit Nutzpflanzen. Das erste Obergeschoss lag einen Meter ins Gebäude hineinversetzt und man kann dort entlanglaufen, um zu ernten. Die besten Erdbeeren wuchsen ganz oben. Das Gewächshaus zog sich seine Sonne aus den wenigen Fenstern in der begrünter Fassade und dem Dach, dort gab es riesige Lichtschächte und selbstredend eine dauerhafte Beleuchtung.

So, mal zum zweiten Keller. Was machte man mit so viel Fläche? Zum einen hatten wir einen nicht unerheblichen Teil von rund 1500m<sup>2</sup> für Ben und mich privat in Nutzung. Bens

Autosammlung. Und auch drei weitere Räume. Aber dort unten hatten wir die wahrscheinlich modernste Wasseraufbereitungsanlage der Welt. Wir konnten einhundert Prozent unserer Abwässer selbst reinigen. Dort gab es auch eines von drei riesigen Wasserreservoirs. Der Frischwassertank schlechthin, aber nicht der Größte auf der Anlage. Und was für mich stets wichtig war, ein Schwimmbad. Ein richtiges Schwimmbad. Mit Sportschwimmbecken und Nichtschwimmerbecken. Mit Infrarotkabinen, zwei Saunen und nun kam es, direkten Zugang ins Erdgeschoss. Abgetrennt vom Rest der Keller. Für den Besucher, genau für Bewohner und Mitarbeiter. Das Schwimmbad ist rund um war Uhr geöffnet und bewacht. Allerdings war dieser Bereich etwas tiefer in der Erde als der Rest des Kellers. Witzig war, dass es, dieses Schwimmbad direkt unter dem Eingangsbereich der Anlage lag. Stand also mein Kolos oben, an seinem festen Stellplatz, dann stand er über einem Teil des Schwimmbeckens.

Daher waren die vier Wochen für mich ein Klacks, ich schwamm dort wie ein Fisch.

Wir hatten dort im zweiten Keller unser Lebensmittellager der Luxusgüter, so nannten wir es immer. Da lagerten Gambas, Fleisch und teilweise Insekten. Natürlich hatten wir privat einen Fahrstuhl für die PKW und einen weiteren für das Luxuslager. Einer der LKW-Rampen ist ebenerdig und zeitgleich die Ein und Ausfahrt für Bens Autos.

Einen Keller höher hatten wir die Zerlegungsabteilung, die Milchverarbeitung, Lagerräume für konserviertes Obst und Gemüse, Konzentrate und natürlich nicht zu vergessen eine riesige Küche. Eine, die gleich in vier Unterküchen verteilt wurde.

Es gab die Suppenküche, in der ausschließlich vorgekochte, konservierte, aber auch Suppen hergestellt. Dann gab es die Bäckerstube, die auch gleichzeitig hervorragende Kuchen und sogar Torten backte und zum Schluss folgte die Großküche, die den allgemeinen Alltag vorbereitete, die große Kantine bediente und auch zugleich alle Bewohner versorgte. Hier konnten wir mittlerweile fünftausend Menschen täglich rund um die Uhr versorgt werden, problemlos.

Karim, der bei uns im Anwesen, dem Hof gekocht hatte, sollte die Großküche leiten, wechselte aber schnell nach oben in das Restaurant. Die hatten eine eigene Küche hinten im Norden angeschlossen.

Jede Küche verfügte über Lastenaufzüge. Die Bäckerei direkt hat zwei, einen in die Bäckerei, einen in die Kantine. Der größte Lastenaufzug war eigentlich ein großer Personenaufzug und stand in der Großküche, der die Kantine belieferte. Zudem hatten alle Küchen Tageslicht. Über einen der Innenhöfe. Die Raucherecke und auch manchmal ein Ort,

wo gegrillt wurde.

Aber auch dort im ersten Keller war das Herz, unsere Goldkammer. Der Serverraum. Dort lagerten all die Daten unserer Kunden, dem Gold der neuen Zeit. Daten. Abgeschirmt und mehrfach gesichert. Der Serverraum, der eigentlich vier waren, war in der Tat als Goldkammer betitelt worden. Jeder wusste, was damit gemeint war. Hochsicherheitsgebiet. Und nur ganz wenige Menschen durften diese heiligen Räume betreten.

Unsere IT war mittlerweile auch mit dreißig Personen recht groß und arbeitete eng mit dem Marketing zusammen, welches genauso groß war. Zudem hatten wir eine Softwareschmiede in Aachen übernommen und dort weitere fünfzig Personen arbeiteten, die allerdings auch für andere Kunden tätig waren. Unsere eigentlichen Appentwickler waren weit weg von uns und boten Maria und mir gelegentlich einen Ausflug nach Aachen, wenn wir es mal wieder für richtig und wichtig empfanden, zu den Wurzeln zurückzukehren. Nach Hause zu fahren. Unsere Eltern zu besuchen oder einfach mal nett auszugehen.

Kommen wir doch vom ersten Keller über das Erdgeschoss in den ersten Stock.

Ursprünglich waren dort die Wohnungen für die Schüler angedacht. Die Fläche von noch rund 13.000m<sup>2</sup> konnte doch so mancher Wohneinheit Unterschlupf gewähren.

Hier hatten wir allerdings die Wohnungen unserer behinderten Mitarbeiter und nur zehn Einheiten für Klassen eingerichtet. Und etwas Platz für die Verwaltung, sowie Gesprächsräume, die von jedermann gebucht werden konnten. Dort gab es weitere Wohneinheiten für Mitarbeiter und nicht zu vergessen, Ferienwohnungen für Besucher. Jede dieser Wohnungen verfügte über einen Balkon, innerhalb der Kraken Arme. Dort fand in der Regel das meiste Leben abends statt. Wir haben dort auch einen Ausläufer des Gewächshauses, wo sich ausschließlich die Bewohner der Etage dran bedienen dürfen und es ist auch ein Aufenthaltsraum mit Sofas und ein kleines Kino für unsere Gäste und Mitarbeiter gab es auch.

Bei Vollbelegung durch die Klassen leben dort alleine auf dieser Ebene rund 450 Menschen.

Im Erdgeschoss lebten nur fünf Menschen, meine Schwester Emma mit Familie.

Dann machten wir weiter, wieder, dieses Mal weiter in das Gebäude versetzt, beziehungsweise nutzten wir nur den hintersten Krakenarm. Der war dort schon sechzehn Meter breit. Nicht vergessen, 354 Meter lang.

Dort bauten wir Seniorenwohnungen ein. Jede Menge. Alle mit einer Terrasse gen Süden. Und einem Dachüberstand des leicht geneigten Daches von rund drei Metern. Siebzig Wohneinheiten. Und darüber wieder Wohnungen. Für weitere Senioren und oder Gäste. Diese Wohnungen waren allerdings kleiner, hatten alle auch schmalere Terrassen, aber eine

grandiose Aussicht. Auch wieder siebzig Wohneinheiten, die allerdings auch nur zwei Zimmer hatten. Und wir ernteten Sonne. Etwas zumindest. Schmale PV-Anlagen entlang der oberen zwei Stockwerke. Und natürlich Begrünung.

Das sah man dann doch, diese Wohneinheiten. Aber wir waren mit mehr als 180 Senioren sehr gut aufgestellt.

Und dann bauten wir weiter. Bis zur Spitze des Busens, dem untersten Punkt der zwei aufeinander treffenden Hügel, in die die Anlage gebaut worden war, waren noch viele Optionen.

Da entstand ein besonderes Dorf. Ein besonderes Wohnerlebnis.

Erdhügelhäuser, die wirklich nicht sichtbar waren und sich in den Busen der Hügel eingruben. Zweiundzwanzig Stück. Auf elf Ebenen. Dort oben sollte Maria leben und auch irgendwann mal Emma mit dem Doc, wenn die Praxis noch mehr erweitert werden sollte. Aber auch Ben und ich wollten dorthin. Nach ganz oben. Das war unser Wunsch gewesen.

Dort sollten auch weitere Schulklassen untergebracht werden, wie auch im 4. Stock, direkt bei den Senioren leben schon Schüler für die Dauer ihres Aufenthalts.

Die Flanken der Kraken Arme wollten wir auch noch weiter bebauen, hatten bereits die Pläne eingereicht. In Gänze für weitere fünfhundert Wohneinheiten.

Allerdings auch mit weiteren unten liegenden gewerblichen Einheiten.

Ein riesiges Anwesen, eine echte Anlage.

Eines, eigentlich das größte Gewächshaus, lag etwa vierhundert Meter entfernt, gen Westen. Ebenerdig zur Straße orientiert. Dieses Gewächshaus hatte eine Grundfläche von 1500m<sup>2</sup> und mit zwei Kellern und drei Geschossen war es nicht zu übersehen. Nicht nur das, es konnte langfristig 10.000 Menschen mit allen Nahrungsmitteln versorgen, ein absolutes Forschungsobjekt. Hier hielten und fuhren die meisten LKW ab. Denn das war zeitgleich unsere Produktion für Externe. Dort stand das dritte Hackschnitzelblockheizkraftwerk. Wir bedienten uns aus einer Quelle, bereiteten das Wasser selbst auf und verfügte von Anfang an über keinen Strom, Wasser- oder Abwasseranschluss. Wohl aber über eine Kleinkläranlage für die WCs und Duschen, na gut. Zudem war in der Zukunft ein unterirdischer Anbau geplant. Zeitnah sogar die Umsetzung. Wir brauchten mehr Lagerfläche. Unsere Produktion lag im Regelfall bei nur 73%, dann waren die Lager übervoll. Ein Planungsfehler vielleicht. Aber wir hatten ehrlich gesagt auch nicht damit gerechnet, fertige Produkte zu verkaufen. In Gläsern ganze Menüs. Das rannte wie der Teufel. Und genau das wollten wir ausbauen. Dort im solitär stehenden Gewächshaus. Wir wollten einen Stall errichten, auf Rind gehen und weitere Gefügelarten. Aber dann alles fürs Glas.

Unsere Spezialitäten waren Suppen und Eintöpfe. Und bisher kauften wir Rind hinzu. Und auch einiges an Geflügel, wie Strauße und Rebhühner, aber auch Fasane. Die wollten wir bald versuchen, selbst zu züchten. Dafür hatten wir bereits den naheliegenden Bauernhof übernommen, der seit Jahren auf Geflügel spezialisiert war, allerdings nur im Nebenerwerb. Als Maria diesem armen Mann, dessen Frau gerade davongelaufen war, ein wirklich unmoralisches Angebot unterbreitete, sagte er sofort zu. Und wir gewannen weitere 23 Hektar Land, einen Hof und zwei kleinere Hallen hinzu.

Wir hatten eine Reihe auf den Markt gebracht. Mit richtigen Menus, die man sich im Geschäft selbst zusammen stellen konnte. Bis zu vier Gänge. Alles in Gläsern vorgekocht und wirklich hochwertig. Wir bedienten uns an alten Einmachetechniken und der Gourmetküche. Verbanden sie miteinander. Karim werkelte schon seit Jahren daran, in einer kleinen Probeküche, die zur größten Küche gehörte. Und ja, es schlug gut ein.

Wir konnten mit allen Gebäudeteilen der Anlage gut 15.000 Menschen richtig gut versorgen. Richtig gut?

Fische, Gambas, Insekten, Obst und Gemüse. Hühner. Wir hatten rund siebenhundert Hühner, als der Tag „Z“, die Anschläge passierten.

Zum Glück hatten wir zwei riesige mobile Legeanhänger. Somit waren wir einigermaßen flexibel mit der Positionierung auf dem Gelände. Bei uns gab es nur artgerechte Haltung, auch wenn es Massen an Tieren waren, so boten wir ihnen freien Auslauf, zumindest für die Hühner, die auch mal bei einem Bauern im Umland für ein paar Wochen standen.

Die Aquaphonik-Anlage, die sich wirklich kilometerweit durch die Gänge der Anlage auf verschiedenen Ebenen zog. Die Tiere konnten schwimmen.

Und was machten wir mit so vielen Nahrungsmitteln? Wir verkauften sie. Das war von Anfang an Ziel unseres Unternehmens. In einem kleineren Rahmen, da wir nicht wussten, wie der Markt reagieren würde. Regional produzieren und vertreiben. Doch wo hörte regional auf? Wir waren unweit der Schweizer Grenze und exportierten achtzig Prozent unserer Ware in die Schweiz.

Auch Tagestouristen waren bei uns vor allem am Wochenende die Schweizer. Geführte Touren durch die Anlage brachte uns neben Geld auch jede Menge Stammkundschaft. Und die Belegung der Ferienzimmer. Es wurden immer mehr und auch die umliegenden Gemeinden profitierten langsam von uns.

Uns, denen eine zweispurige Straße gebaut worden war, die teilweise noch gebaut wurde und eine weitere, parallellaufende Straße in Planung war. Wir waren eine eigene Kleinstadt geworden. Maria, die von Beginn der Träumerei, die es damals war, dabei war. Nein, sie

hätte nie wirklich daran geglaubt, dass wir es schaffen könnten. Aus einer einfachen Idee ein ganzes Dorf entstehen zu lassen. So viel Gutes zu tun. So viele Gelder zu investieren. Mit unseren Ordnern, den Apps, Lehrkräften, die wir bundesweit, mittlerweile sogar europaweit vertrieben, da hatten wir einen richtig guten Stand. Wir hielten der Politik die Stirn. Wir waren wirklich extrem gewachsen. Mit mehr als dreizehn Millionen verkauften Ordnern und einem noch immer stetigen Zuwachs, waren wir nicht nur Marktführer, sondern mittlerweile auch ganz frisch Berater der Bundesregierung, wenn es um Ausbildung und Jugendförderung ging. Nicht zu vergessen, alles, was wir taten, war gemeinnützig. Wir waren eine gGmbH, von Beginn an. Wir alle wollten Veränderung. Wollten ein Teil davon sein, etwas zu verändern. Auch dieser Wunsch vieler Menschen, eben nicht mehr alleine in einer Wohnung zu leben, dem wollten wir gezielt mit den nächsten Wohneinheiten nachkommen. Ganz neu durchdachte WGs, riesige Wohneinheiten mit jeder Menge Platz. Ob es Alleinerziehende waren oder Menschen mittleren Alters. Die Bewerber um Wohnraum hatten schlichtweg darum gebeten, nicht alleine zu sein. Verrückte Welt. Alles änderte sich.

## ANGEKOMMEN IN DER ANLAGE

Der haustechnische Leiter der Anlage kam auf uns zu. Wir waren gerade erst gelandet. Ja, wir hatten einen Landeplatz, das hatten wir aus dem Lazarett gelernt, dass es nicht schlecht war, einen Landeplatz zu haben, wenn auch nicht offiziell.

In unmittelbarer Nähe zur Krankenstation.

Sie waren gerade dabei, den riesigen Wassertrank mit Hilfe des Hydranten zu füllen. Seit unserer Evakuierung aus Köln, vor etwas mehr als einer Stunde. Der Tank war mittlerweile halbvoll. Wir gingen nach unten, zum Reservoir.

„Abstellen.“, sagte ich ruhig.

Jan kam zu uns und nahm sich direkt die dicken Schläuche und den Wagen.

„Wir ziehen das Wasser aus dem Bach, Ben hilf mir!“, sagte er.

Die Idee war brilliant. Wir hatten einen Bach neben unserer Anlage, keine einhundertfünfzig Meter entfernt und deswegen auch diese Feuerwehrschräuche für den Notfall gekauft. Das Wasser kam aus einer Quelle im Schwarzwald. Vielleicht gerade mal dreißig Kilometer entfernt. Und auch das solitär stehende Gewächshaus zapfte diesen Bach an und nutzte das Wasser.

Wir hatten einen vier Millionen Liter Tank, ein einhundert Meter langes und zehn Meter breites Betonreservoir direkt an der Auffahrt zur Anlage einbauen lassen, im Sommer letzten Jahres. Damit waren wir unserem Traum der totalen Autarkie einen großen Schritt nähergekommen. Und in den kommenden vier Wochen sollte dieser Tank um einen weiteren gleich großen Tank erweitert werden.

Die Stimmung der folgenden Stunden war erstaunlich entspannt auf der Anlage. Vielleicht lag es an der Minimalbesetzung. Vielleicht, weil wir auf derartige Vorfälle einfach vorbereitet waren. Immer mal wieder trafen Kollegen ein, mit ihren Familien.

Sie kamen zum Haupteingang, registrierten sich. Normalerweise waren nun Ferien. Aber normal war das ganz sicher nicht. Wir hatten das Flutlicht vor dem Haupteingang eingeschaltet und dank der sommerlichen Wärme arbeiteten wir auch draußen. Zwei Dutzend Tische standen da. Stühle davor. Mitarbeiter wurden eingewiesen, die Familien ebenfalls. Manche hatten ein Wohnmobil dabei, es bereits abgestellt und nun wollten und mussten sie sich melden. Es war mitten in der Nacht, bald würde die Sonne aufgehen.

Der Doc kam zu mir, gefolgt von meiner Schwester. Sie hatten den Anrufbeantworter besprochen. Nur hier würde man ab sofort medizinisch versorgen.

Leider war es so, dass die Schulferien gerade begonnen hatten und die Anlage im Schlafmodus lag. Betriebsferien, es war das erste Wochenende vor den Ferien.

Kaum Mitarbeiter waren da, sie trudelten als erste hier langsam ein.

Maria kam zu uns, ernst, mit versteinerner Miene.

„Ich bitte dich, das Notfallprogramm auszurufen.“, sagte sie leise.

„So schlimm?“, fragte ich.

„Alle, wirklich alle Nachbarkommunen sind überfordert. Ich habe mit den Bürgermeistern, dem THW, Maltesern, Johannitern und den Wehren gesprochen und ihnen zugesichert, dass wir ab 15 Uhr die ersten Bewohner aufnehmen werden.“, sagte sie gefasst.

„Danke für die Stunden.“, sagte Jan nur und ging sofort schnellen Schrittes in das Hauptgebäude.

Marie gab ihr ihr Tablet. Sie hatte ihren Code bereits eingegeben. Ich sah auf das riesige Gebäude. Gab meinen Code ein. Direkt gingen die Alarmsirenen an. Eine Lautsprecherdurchsage folgte:

"Dies ist keine Übung. Finden Sie sich am Haupthaus im Außenbereich ein!" es wurde vier Male wiederholt. Ben nickte mir zu, drückte meine Hand.

„Ich räume mit Hannes und Jörn die Sachen in den Keller, dann richten wir uns später ein.“ sagte er leise, gab mir einen Kuss.

„Ihr drei steht mir zur Seite?“, fragte ich direkt.

„Sicher. Aber Sandra, wo ziehen wir eigentlich ein?“, fragte er und richtete seinen Blick zu Maria.

„Ben, echt jetzt?“, fragte Maria merklich angespannt.

Ich schaute mir die Belegung im vierten Stockwerk an. Noch hatten wir freie Wahl. Ich reservierte uns, meinen Eltern, Bram und Jörn mit Emily drei Appartements. Eines davon lag allerdings im zweiten Stock. Es war etwas größer und für Jörn und Emily mit meinen Eltern. Sie mochten sich alle gerne und diese Wohnungen hatten zwei getrennte Zimmer und eine abgetrennte Küche. Mit zwei Balkonen, die Eckwohnungen.

Den Luxus erlaubte ich Ben, meinen Kindern und mir, uns alleine eine kleine Wohnung zu gönnen. Ohne Andere. Während Bram, mein Exmann, wahrscheinlich noch eine oder vielleicht zwei Personen aufnehmen musste. Aber unsere Wohnung lag oberhalb der Wohnung von meinen Eltern und wir könnten vielleicht sogar selbst noch ein Zimmerchen für uns abtrennen, da es auch dort zwei Terrassen gab. Interessant war, dass es dort eine Außentreppe gab, die unmittelbar zu meiner Schwester führte.

Das war schon immer unsere Wohnung, sie war für uns reserviert. Ja, wir nutzten sie gerne. Ich viel mehr, wenn es wieder eine Flut von nicht enden wollender Arbeit gab, dann zog ich mich dort zurück, anstatt nach St. Blasien in unser Zuhause zu fahren.

Jan kam mit einem Megaphone zurück. Kurz darauf las ich die aktuellsten Nachrichten. Überall, weltweit schienen die Grundwasserleitungen manipuliert worden zu sein, Strom und Gas abgestellt. Das Mobilfunknetz zusammengebrochen. Anschläge auf Wasserreservoirs verübt. Überall gab es Überschwemmungen, man hatte sogar Stauseen geöffnet. Ein unvorstellbares Maß der Verwüstung rollte auf der ganzen Welt durch die Städte und Gemeinden. Dann ein Anruf über Funk von Oberst Pieper. Wir hatten von ihm eine mobile Funkanlage bekommen, blieben immer in Kontakt. Er lebte noch immer mit seiner Frau und Tochter in der Wohnung in Freiburg. Sahen uns oft. Der Doc war mittlerweile ihr Hausarzt und sie war oft wochenlang bei uns, wenn es ihr nicht gut ging.

„Wir rufen in diesem Moment den Ausnahmezustand für ganz Deutschland aus. Wenn ihr etwas braucht, lass es mich wissen.“, sagte er und legte auf.

Mein Körper zitterte. Gänsehaut überzog meinen Körper. Unsere Notfallsimulation musste sofort in Kraft treten. Ich setzte das Megaphone an meinen Mund:

„Ihr Lieben.

Es tut mir leid. Deutschland hat soeben den Ausnahmezustand ausgerufen. Mit sofortiger Wirkung tritt unsere Notfallsimulation in Kraft. Alarmstufe drei ist somit aktiv. Ich wiederhole, Alarmstufe drei ist aktiv! Jeder Mitarbeiter meldet sich umgehend in der Verwaltung.

Die Mobilfunkgeräte werden ausgeschaltet. Ab sofort findet unsere neue Kommunikation über Walkie-Talkies und der großen Pinnwand im Eingangsbereich statt. Mein Kolos wird Einsatzzentrale, neben dem Verwaltungstrakt. Die Leiter der Abteilungen verteilen die Mitarbeiter. Ab sofort gibt es acht Stundenschichten. Dreischichtsystem. Wir rationieren sofort die Essensausgabe und fahren die Anlage auf einhundert Prozent hoch.

Die Bewohner der Ferienhäuser und des Seniorenheimes melden sich umgehend bei der Pflegedienstleitung des Seniorenheimes. Dort werden Ihnen Aufgaben zugewiesen. Sie haben nur vier Stunden Schichten.“, ich machte eine Pause. Sah mich um. Starre Gesichter.

„Ab 15 Uhr werden tausende Menschen hier Zuflucht suchen. Bis dahin müsst ihr alle eure privaten Dinge geklärt haben. Holt Eure Familien, meldet euch ab. Wir rechnen mit einem mehrere Wochen andauernden Szenario. Bitte, denkt immer an Eure Identitätskarten und schreibt selbst Verwandtheitsgrad ein, erweitert die Angaben. Ihr Angestellten seid immer Gruppe M, Verwandte, die herkommen, Gruppe MA.“, sagte ich und ging mit Maria ins Gebäude. Ich rief meine Eltern an. Es gab einen einzigen Anbieter, der ein eigenes Glasfasernetz hatte, welches nicht betroffen war.

„Wo seid ihr?“, fragte ich.

„Wir fahren bald los. Mit dem Geländewagen.“, sagte meine Mutter, als die Verbindung unterbrach. Ich schluckte.

Dann rief ich Bram an.

„Bram!“, sagte ich nur.

„Wir bleiben hier in den Niederlanden.“, sagte er.

„Sicher nicht. Ihr kommt sofort in die Anlage. Es ist deutschlandweit ein Notstand ausgerufen worden!“, sagte ich.

„Überall?“, fragte er.

„Weltweit.“, sagte ich nur.

„Wir halten noch in Aachen, hoffentlich können wir was retten.“, sagte er und wieder brach die Verbindung ab. Meine Eltern und Bram hatten Organisationsausweise, mit der Kennzeichnung MA. Damit kamen sie immer in die Anlage. Ich hatte drauf bestanden, diese immer im Handschuhfach der Autos liegen zu haben. Kurz drauf rief mich Bram wieder an.

„Wir kommen direkt. Den Ausweis hab ich im Auto. Du, da...“, dann brach erneut die Verbindung ab.

Er hatte eine Partnerin, die brachte er wohl mit. Sie lebten beide in Aachen.

Keine Stunde später kam bereits die Partnerin von Oberst Pieper mit der Tochter an. Die Frau hatte MS. Sie lief an Krücken. Man ließ sie direkt in die Nähe des Haupteingangs fahren.

„Haga.“, sagte ich nur, als ich sie zufällig traf.

„Sandra. Können wir bleiben?“, fragte sie und sah ihre Tochter im Teenageralter an.

„Sicher, aber es wird sehr eng werden. Ihr werdet Euch eine Unterkunft teilen müssen!“, sagte ich und dachte an die Wohnung von Benjamins Mutter. Sie war eine gute Frau. Die ersten Verletzten kamen. Ich wollte mich nun schnell um die kleine Familie kümmern und schnappte mir einen Mitarbeiter und die Tochter, wir entluden das Auto. Dann gingen wir zu dem kleinen Appartement der Mutter von Benjamin. Sie nahm ihre Gäste herzlich auf. Es war nur ein kleines Appartement, aber mit einer Schlafcouch. Ich entführte sofort die zickende Tochter. Ging mit ihr in den Verwaltungstrakt.

„Wie alt bist du?“, fragte ich.

„Dreizehn.“, sagte sie genervt und steckte sich ihre Kopfhörer in die Ohren.

Ich nahm einen Edding, schrieb ihren Namen, Alter und Zimmernummer auf den Arm.

„Warum?“ fragte sie.

„Damit du immer weißt, wo du hinmusst, oder andere!“, sagte ich.

„Ich fahre nachher wieder nach Hause.“, sagte sie.

„Das glaube ich nicht. Dein Zuhause ist nun erst einmal hier. Bald kommen tausende

Menschen, die ihres auch aufgeben mussten. Du wirst arbeiten müssen.“, sagte ich nur.

„Sicher nicht.“, sagte sie.

„Hör mal zu. Ich bin deinem Vater was schuldig. Deswegen werdet ihr bevorzugt behandelt oder soll ich dich in die Küche zum Arbeiten schicken?“, fragte ich.

„Nein.“, sagte sie kleinlaut.

„Was willst du machen? Kinder sitzen, hier in der Verwaltung arbeiten?“, fragte ich.

„Hier. Ich kann gut mit PCs und ich spreche auch Spanisch und Italienisch und Englisch.“, sagte sie.

„Danke.“, sagte ich und übergab sie einer meiner Assistentinnen.

Maria und ich trafen uns in meinem Büro. Ich hatte mir gerade mein Walkie Taklie genommen und las in der Notfallsimulation. Die Gruppeneinteilungen. Sie waren noch nie wirklich ausgereift gewesen. Wir hatten eine Gruppe für Besucher, eine für Mitarbeiter, eine für Patienten des Docs, da sie hier vergünstigt essen konnten. Kleiner Anreiz für den Doc. Aber im Grunde war es das schon. Wir brauchten mehr. Sollten wir wirklich mehr als zwanzig tausend Menschen aufnehmen, müssten wir anders strukturieren.

Maria stand mit Kaffee vor mir.

„Geschlafen hast du auch noch nicht!“, sagte sie.

„Ne, zum Glück umgezogen.“, sagte ich lächelnd. Vor fünf Stunden hatte ich noch mein Hochzeitskleid getragen. Nun waren wir alle in unserer Uniform.

Jeder feste Mitarbeiter trug Berufskleidung. Das unterschied uns immer schon von den Gästen und Bewohnern. Auch die Schüler, die dann in dem Schullandheim hier arbeiteten, trugen Arbeitskleidung. Zumindest ein Oberteil. Unsere Shirts waren auch so ein Verkaufsschlager. Das war im Grunde eigentlich nur ein Gag gewesen. Wir hatten grün zu unserer Farbe gemacht. Grün waren unsere Oberteile. In der Verwaltung trug man grüne Hemden, zu den beige farbenden Arbeitshosen mit diversen Taschen. Die Hosen waren bei allen Angestellten gleich. Auf unseren Hemden, oder auch Polos war ein „V“ gestickt.

Die Köche und Personal der Küchen und Lagerung trugen weiße Shirts, allerdings mit leicht grünen Streifen auf dem Rücken und einem „K“ oder „L“ auf Brust und Rücken.

Die Haustechniker bekamen blaue Shirts mit grünen Streifen.

Während die Landwirte, die bei uns arbeiteten und sicher die meisten waren, ganz in beige gekleidet waren. Sicherheitsschuhe waren überall verpflichtend, sogar im Büro.

Die IT trug schwarze Oberteile, mit grünen Lettern stand IT drauf. Lustig war, dass der Doc sich weigerte, diese Kleidung zu tragen und wir sehr damit einverstanden waren. Mittlerweile beschäftigte er zwei weitere Mediziner und fünf Helfer. Sie trugen ganz weiß, aber auch diese

Hosen mit den vielen Taschen und in grün stand Med auf der Kleidung.

Unsere Gärtner und ausschließlich draußen an der Luft arbeitenden Mitarbeiter, die wir auch mittlerweile hatten, trugen durchgehend grün und waren ungekennzeichnet, wie auch die anderen Gewerke, die alle beige Hosen und braune Oberteile mit grünen Streifen trugen. Jeder hatte ein Namensschild und seine Berufsbezeichnung zu tragen. Und jedem war es freigestellt, mit Vornamen oder Nachnamen angesprochen zu werden.

Von diesen Pins hatten wir sicher noch tausende herumliegen. Die würden wir brauchen. Ich notierte es direkt. Denn jeder Bewohner sollte schließlich arbeiten und erkannt werden. Wir hatten nicht die Masse an Identitätskarten, um alle auszustatten. Die Identitätskarten würden vorerst nur die Mitarbeiter und dessen Verwandten erhalten, wenn es denn reichen würde. Ich schaute nach. Wir sollten noch rund achthundert Identitätskarten haben. Ich schrieb einen Vermerk. Denn das würde alles vereinfachen, hätte jeder hier eine solche Karte.

„Hätten wir beide nicht gedacht, dass es wirklich Realität wird, oder?“, fragte ich.

„Nein. Wir gehen strikt nach Plan vor?“, fragte sie.

„Strikt. Wann war die letzte Übung?“, fragte ich.

„Vor 69 Tagen.“, sagte sie. Dann waren wir ja gut vorbereitet. Dreimal im Jahr hatten wir diese Übung. Immer für mindestens einen Tag, mal für eine Woche. Maria wurde gerufen. Über das Walkie Talkie. Der Hydrant sei nun defekt. Zwei Verletzte. Um acht Uhr Treffen im Kolos. Sie ging und ich las weiter, die nächsten Schritte. Maria hatte die Leitung der gesamten Anlage übernommen. Ich selbst war nicht aktiv im operativen Geschäft, allerdings jetzt, wenn der Notfall eintrat und ich vor Ort war, übernahm ich die Leitung. Jahrelang hatte ich mir nicht nur meinen Businessplan, sondern auch die Anlage ausgedacht. Und diesen Notfallplan. Er wurde durch die Mitarbeiter modifiziert. Verbessert und erweitert. Ebenso veränderte sich die Anlage. Die nicht nur seit einem Jahr komplett autark+ war, sondern sich selbst auch vergrößert hatte und vergrößert werden sollte. Wir hatten immer für diese Anlage geworben, bei den umliegenden Gemeinden zwar Hohn und Spott geerntet, aber es war die einzige Anlage, die autark lief. Nicht nur das. Wir wurden massiv durch nationale und internationale Mittel unterstützt. Aber nie ernst genommen. Nur bei den Ministerien für Bildung und Wirtschaft, was unsere Klassenzeitung und den Stellenmarkt der Ausbildungsstellen betraf.

Mit Flugblättern hatten wir den gesamten Südschwarzwald beliefert, nachdem wir vor einem Jahr uns selbst isoliert hatten und gefühlt in aller Munde waren. Flyern, was man im Notfall tun musste und auch unsere Produkte waren immer mit Hilfestellungen im Notfall bestückt.

Nicht nur die Klassenzeitungen, die immer eine kleine Spalte für solche Fälle beschrieb.

Unsere App und die Ordner, die wir vertrieben, hatten wir mit Anleitungen versehen, wenn ein solcher, überhaupt ein Ausnahmezustand eintreten würde.

Ich hörte einen Helikopter. Unser Landeplatz war unterhalb der Anlage. Nicht weit von der Straße entfernt. Mein Walkie Taklie sprach mit mir.

„Sandra. Komm zum Heli!“, sagte eine weibliche Stimme. Ich nahm mein Tablet, was nun ausschließlich nur auf das Intranet Zugriff und dem Protokoll folgte. Wir hatten uns speziell dafür ein Miniprogramm basteln lassen, aus Aachen unserer Softwareschmiede.

Belegung, Essenvorräte. Wer wo lebt, mit wem. Arbeitspläne. Alles in einem Programm. Wir aus der Riege, die Leiter der einzelnen Abteilungen konnten darauf zugreifen. Auf den Großteil der Infos. Maria und ich, aber auch unsere Assistenten auf alles.

Es war viertel nach acht morgens. Oberst Pieper stieg aus dem Heli.

„Sandra, wir müssen reden!“, sagte er nur und reichte mir seine Hand.

Ich nickte. Informierte die Riege, dass wir sofort im Kolos Besprechung hatten.

Dann gingen wir in den gelben Riesen, der unweit entfernt vom Haupteingang stand.

„Ich habe schlechte Nachrichten!“, begann er, als auch Jan und Emma als letzte eingetroffen waren.

„Reden Sie!“, forderte Jan ihn auf.

„Ich bin für Baden-Württemberg zuständig und muss Ihnen mitteilen, dass Sie kein richtiges Lazarett bekommen, nur einen OP-Container, Marc ist auf dem Weg, mit ihm drei weitere Ärzte, sechzehn Soldaten und 300 Betten, nebst Zelten. Vorrat für drei Wochen. Für die Soldaten und dreihundert Patienten.“, sagte er.

„Wann?“, fragte ich.

„Gegen Mittag.“, sagte er.

„Okay. Wir können 25.000 Menschen aufnehmen, rund vier Wochen.“ sagte Maria nur. Ich sah sie böse an. Das konnten wir auch länger, das war uns allen klar. Wir waren im Normalbetrieb schon bei 15.000.

„Können wir.“, bestätigte Jan, der mir einen Ordner reichte. Unsere Vorräte.

„Die Landesregierung hat Ihre Anlage als Bezugspunkt für den gesamten Südschwarzwald benannt. Das wird mit 25.000 nicht reichen.“, erklärte der Oberst.

„Das schaffen wir nie!“, warf Maria ein.

„Wir gehen nicht davon aus, dass jeder Bewohner kommt, aber wir haben es in der Planung. Habt ihr noch die Flyer?“, fragte der Oberst.

„Wie viele brauchen Sie?“, fragte ich, denn das war mein Ressort. Die Druckerei. Das kleinste von allen.

„Ganz BW, die Tipps sind gerade Gold wert.“ sagte er.

„Das dauert. Also 10 Millionen Exemplare?“ ,fragte ich naiv.

„Ne pfd-Datei und so viel ihr noch liegen habt.“, sagte er.

Ich funkte die Druckerei an, sie sollten 100.000 Flyer drucken. 15.000 waren abholbereit.

Einer von Marias Assistenten kam rein.

„Radio an!“, sagte er nur und ging wieder. Das hatten wir laufen, aber stumm. Es folgte eine Durchsage:

„Wir bitten alle Einwohner dringend, zu Hause zu bleiben.

Das Wasser wurde abgestellt und auch der Strom, Gas und Fernwärmenetz. Bitte bleiben Sie zu Hause. Ernähren Sie sich durch Ihre Vorräte und seien Sie sparsam. Im Südschwarzwald ist die RTW Care in Caredorf ihr Ansprechpartner und die medizinische Notfallversorgung im Kreis Waldshut-Tiengen und Breisgau Hochschwarzwald. In Lörrach...“

„Nun sind wir auch noch Ansprechpartner!“, sagte Maria.

„Kümmere dich, rufe beim Sender an und versuche den klar zu machen, dass niemand kommen darf, der...“, sagte Jan und wurde rüde unterbrochen.

„Ja. Wir haben die Telefonanlage eingestellt auf Notfall.“, sagte Maria nur.

„Ist meine Frau angekommen?“ , fragte der Oberst. Ich nickte, lächelte.

„Gut, ich bleibe Euer Ansprechpartner, aber ihr werdet auf Euch alleine gestellt sein, das muss ich euch leider mitteilen.“, sagte er. Dann ging er raus und ich folgte ihm. Brachte ihn zu seiner Frau.

„Sandra, jetzt unter uns. Wir gehen von einem Terrornetzwerk aus, woher wissen wir nicht. Aber es gibt auch Kämpfe um unsere Lager, die Vorratskammern der Nation. Die wissen, wo was lagert. Wir sind im Krieg gegen einen unsichtbaren Feind.“, sagte er leise.

„Ist das wahr?“ , fragte ich geschockt.

„Darauf sind wir nicht vorbereitet Sandra.“, sagte er und wirkte in diesem Moment uralt. Ich hatte ihn immer als rüstigen Mann, mit Zuversicht und einem besonnen wirkendem Gesicht wahrgenommen. In diesem Moment war es eher Angst und Furcht, die sein Gesicht kennzeichnete.

Zurück im Kolos berieten wir uns in der Riege weiter. Es war eng dort drinnen. Aber es war okay. Meira würde bald mit einem Heli landen und die Sicherheit hatte bereits die ersten Autos instruiert und Flugblätter verteilt.

Bei uns gab es Regeln. Wir hatten das schlimmste Szenario mit rund 10.000 Menschen bereits

simuliert. Daher hatten wir bereits eine Vorstellung, was in etwa auf uns zukommen würde. An den Kreuzungen im Umkreis von 10 km wurden durch Mitarbeiter Flugblätter verteilt. Plakate wurden aufgeklebt, an Wänden.